

SESSION 2006

ÉPREUVE A OPTION

ALLEMAND – ANGLAIS – ESPAGNOL - ITALIEN

L'usage de la calculatrice n'est pas autorisé

Les candidats doivent **obligatoirement** traiter le sujet correspondant à la langue qu'ils ont choisie au moment de l'inscription.

ANALYSE ET COMMENTAIRE DE TEXTES OU DOCUMENTS EN ALLEMAND

Durée : 6 heures

Skizzieren Sie anhand der folgenden Dokumente den Wandel des Familienbildes im deutschsprachigen Raum

Document n° 1

Auswirkungen auf den Wirtschaftsstandort Österreich:

Durch gesicherte rechtliche Rahmenbedingungen für gleichgeschlechtliche Partnerschaften und den Abbau von Diskriminierungen wird die wirtschaftliche und soziale Teilhabe gefordert und sozialer Ausgrenzung entgegengewirkt. Lesbische und schwule Paare, die im rechtlich gesicherten Rahmen miteinander und füreinander Verantwortung übernehmen – etwa auch im Krankheits-Pflegefall oder bei sozialen, beruflichen und ähnlichen Schwierigkeiten – kommen dem Wirtschaftswachstum unmittelbar zu Gute, etwa durch eine Reduktion der öffentlichen Ausgaben für soziale Sicherung und soziale Unterstützung sowie durch die Erhöhung der Kaufkraft der einzelnen Haushalte (vgl. die ähnlichen Ausführungen zur Regierungsvorlage für das vom Nationalrat im Mai 2004 beschlossene „Gleichbehandlungsgesetz“). Daneben stellt die Anerkennung ihrer gleichgeschlechtlichen Lebenspartner(innen) eine wesentliche Frage für Schlüsselarbeitskräfte oder etwa Personen im diplomatischen Dienst dar.

Auszug aus dem Initiativantrag von SPÖ-Nationalratsabgeordneten zur Schaffung eines Bundesgesetzes über die eingetragene Partnerschaft (6. April 2005). Quelle: www.parlament.gv.at

Document n° 2

a) Wie man in Deutschland Kinder erzieht

Heute haben Kinder alle Rechte, Eltern alle Pflichten. Bei der Erziehung reden alle mit: Großeltern, Tanten, Nachbarn – und der Nachwuchs selbst. Eine Familiengeschichte über drei Generationen

[...] Nun hat das „Hotel Mama“ Konjunktur. Knapp ein Drittel aller deutschen Eltern mit erwachsenen Kindern lässt mindestens eines von diesen weiter im elterlichen Heim wohnen, vier von zehn solcher Eltern leben mit erwachsenen Kindern unter einem Dach. Auch wenn sie ausziehen, bleiben heute die Kinder den Eltern erhalten: Bei 90 Prozent leben die erwachsenen Kinder weniger als zwei Stunden entfernt, 85 Prozent aller Eltern, deren erwachsene Kinder ausgezogen sind, sehen oder sprechen diese mindestens einmal pro Woche, 40 Prozent sogar täglich.

Wenn Tinas Mutter jetzt vom „Hotel Mama“ liest, schwört sie, dass ihr ältester Sohn Tom am Tag nach seinem Abitur ausziehen werde. Wenn allerdings der Zwölfjährige das mitbekommt, stellt er schon einmal vorsorglich seine Forderungen. [...]

Erziehung darf auch Spaß machen

[...] So wurde von den „Post-68ern“ das Private zur Politik erklärt. Was das hieß, erlebte Tinchens Vater in Frankfurt, wo er studierte und wo Daniel Cohn-Bendit und sein politischer Zögling Joschka Fischer das Umsteigen in „alternative Lebensformen“ für das eigentliche revolutionäre Ziel erklärt

hatten. Auf dem Campus war von der vormaligen Polittruppe namens Revolutionärer Kampf ein Asta-Gebäude „umfunktioniert“ worden – zu einem antiautoritären Kinderladen. Kinder, von Kopf bis Fuß mit Farbe eingeschmiert, ungewaschen und ungekämmt, Hände und Gesichter mit Essensresten verklebt, standen an den offenen Fenstern des Hochparterres. Von dieser erhöhten Position bespuckten sie die Vorbeikommenden mit Kakao. Der „rote Dany“ Cohn-Bendit fand das mächtig revolutionär und klatschte vor Freude bei jedem Treffer in die Hände.

Trotz solcher Exzesse hat sich das Verhältnis zu den Kindern in jenen Jahren in Deutschland zum Guten gewandelt. Denn antiautoritär bedeutete im Normalfall nicht, jemanden mit Kakao zu bewerfen. Es bedeutete, dass Wissen vermittelt, nicht mehr eingebläut wurde. Es bedeutete, dass Eltern ihre Vorbildfunktion erkannten. Dass sie Abstraf-Rituale verabscheuten. Dass sich Mütter und Väter die Hausarbeit und die Kinderbetreuung zu teilen begannen. Und dabei entdeckten, dass Spaß, nicht lästige Pflicht, das Merkmal guter Erziehung sein sollte. Wenn heute die Mehrheit der Deutschen militärische Abenteuer konsequent ablehnt, dann auch, weil Disziplin, Drill und Gewalt den meisten zutiefst suspekt sind. Die 68er haben den Staat nicht umwälzen können, nicht einmal, als ihre Repräsentanten in die höchsten Ämter aufstiegen. Aber sie haben die Familie, sozusagen die kleinste tragende Einheit des Staats, radikal verändert. Wer heute die Folgen dieser Revolution als „Erziehungsnotstand“ abtut, hat nicht erlebt, was Erziehung vor 1968 bedeutete. Erziehung in Deutschland hieß dereinst vor allem: Erziehung zum Gehorsam. Und was das in diesem Land bedeutete, muss nicht mehr wiederholt werden. [...]

Michael Schwelien, *Die Zeit*, 51/2003

b) Aufbruch ins Gestern

Nach dem Krieg sind die Frauen in Deutschland deutlich in der Überzahl. Ihre Stellung in Beruf und Gesellschaft stärkt das kaum - um 1950 kehrt die Gattin wieder an den Herd zurück.

Wenn Frauen in den fünfziger Jahren wissen wollten, wie ihr Ehemann zu behandeln sei, mussten sie nicht lange überlegen. Einschlägige Handbücher gaben den Leserinnen praktischen Rat.

"Machen Sie die Kinder schick", mahnte etwa ein Leitfaden von 1955. "Vermeiden Sie jeden Lärm. Ermahnen Sie die Kinder, leise zu sein. Wenn er nach Hause kommt, lassen Sie ihn zuerst erzählen - und vergessen Sie nicht, dass seine Gesprächsthemen wichtiger sind als Ihre. Schieben Sie ihm sein Kissen zurecht, und bieten Sie ihm an, seine Schuhe auszuziehen. Sprechen Sie mit leiser, sanfter und freundlicher Stimme. Denken Sie daran. Er ist der Hausherr. Sie haben kein Recht, ihn in Frage zu stellen."

Jene Frauen, die diese Rezepte beherzigen sollten, hatten noch wenige Jahre zuvor ihre Familien allein versorgt, ohne ihre Männer. Die Frauen, deren Dasein nun vornehmlich darauf abzielen sollte, dem Gatten ein behagliches Heim zu schaffen, hatten in bis dahin ungekannter Selbstbestimmung wesentlich dazu beigetragen, einen ganzen Staat wieder aufzurichten.

Deutschland im Frühjahr 1945: Der Zweite Weltkrieg hat das Land seiner Männer beraubt. 5,3 Millionen Soldaten sind tot, fast 11 Millionen in Gefangenschaft. Zurückgeblieben in den zerstörten Städten und Dörfern sind vor allem Frauen. Zur Stunde null sind fast 60 Prozent der Bevölkerung in Deutschland weiblich.

In Abwesenheit ihrer Männer, von denen sie in vielen Fällen nicht wissen, wo sie sind und ob sie jemals heimkehren werden, organisieren diese Frauen im zerbombten Land das Überleben. Sie schaffen Schutt beiseite und Essen heran. Sie verrichten all die Arbeit, die getan werden muss, und Männerarbeit gehört dazu. Frauen schichten Ziegel auf dem Bau, lenken Kräne, fahren Lkw und Straßenbahnen. Es muss schließlich auch ohne die Männer gehen. Und es geht.

In all die Trauer und Verzweiflung über die Opfer des Krieges mischt sich ein wenig Stolz über die neue Selbständigkeit. Im ganzen Land, in dem nach Kriegsende über sieben Millionen mehr Frauen als Männer leben, formieren sich Frauengemeinschaften und -ausschüsse. "Wir Frauen müssen es machen", verkündet die Stuttgarterin Anna Haag, die direkt nach dem Krieg eine Gruppe der "Internationalen Frauenliga für Frieden und Freiheit" gegründet hat: "Was für Möglichkeiten schließt diese Überzahl von Frauen in sich! "

Haag schreibt das im Jahr 1946, als die schlimmste Versorgungskrise noch kommen soll: der Winter 1946/47, der Kälte, Hunger und Erschöpfung bringt. [...]

"Die Nachkriegsgesellschaft war noch sehr stark vom überhöhten Mutterideal der Nazis und dem bürgerlichen Männerbild geprägt", sagt die Soziologin Waltraud Comelissen - die Frau versorgt die Kinder, der Mann ernährt die Familie. Entsprechend prophezeit eine Autorin der Frauenzeitschrift "Der Silberstreifen" schon im Hungerwinter 1947: "Wir haben ein Männerregime hinter uns und eines vor uns."

Als die Männer in den folgenden Jahren aus der Gefangenschaft zurückkehren, erhalten die meisten ihren Job, ihren Status, ihre Vormacht zurück - und die Frauen finden sich damit ab. Mit Gründung der Bundesrepublik sind die alten Verhältnisse wiederhergestellt. Die Frau kehrt zurück an den Herd. Das Schlagwort der neuen Gesellschaftsordnung heißt: Restauration. [...]

Merlind Theile, *Der Spiegel*, 3/2006

c) Vereinbarkeit von Familie und Beruf: Unterschiede zwischen Frauen und Männern

Tabelle 1: Anteil der Teilzeitbeschäftigten bei Frauen im Alter von 20 bis 49 Jahren nach Zahl der Kinder unter 12 Jahren (% der Gesamtbeschäftigtenquote)

	EU-25	DEUTSCHLAND	ÖSTERREICH	FRANKREICH
Frauen ohne Kinder	20	27	20	18
Frauen mit einem Kind	33	54	43	21
Frauen mit zwei Kindern	44	66	50	32
Frauen mit drei und mehr Kindern	51	67	39	45
Frauen insgesamt	27	37	30	22
Männer insgesamt	4	5	2	3

Tabelle 2: Erwerbstätigenquote von Frauen im Alter von 20 bis 49 Jahren nach Zahl der Kinder unter 12 Jahren

Kinderzahl	EU-25	DEUTSCHLAND	ÖSTERREICH	FRANKREICH
Kein Kind	75	80	83	77
1 oder 2	62	62	73	69
3 und mehr	41	38	57	40
insgesamt	69	72	79	72

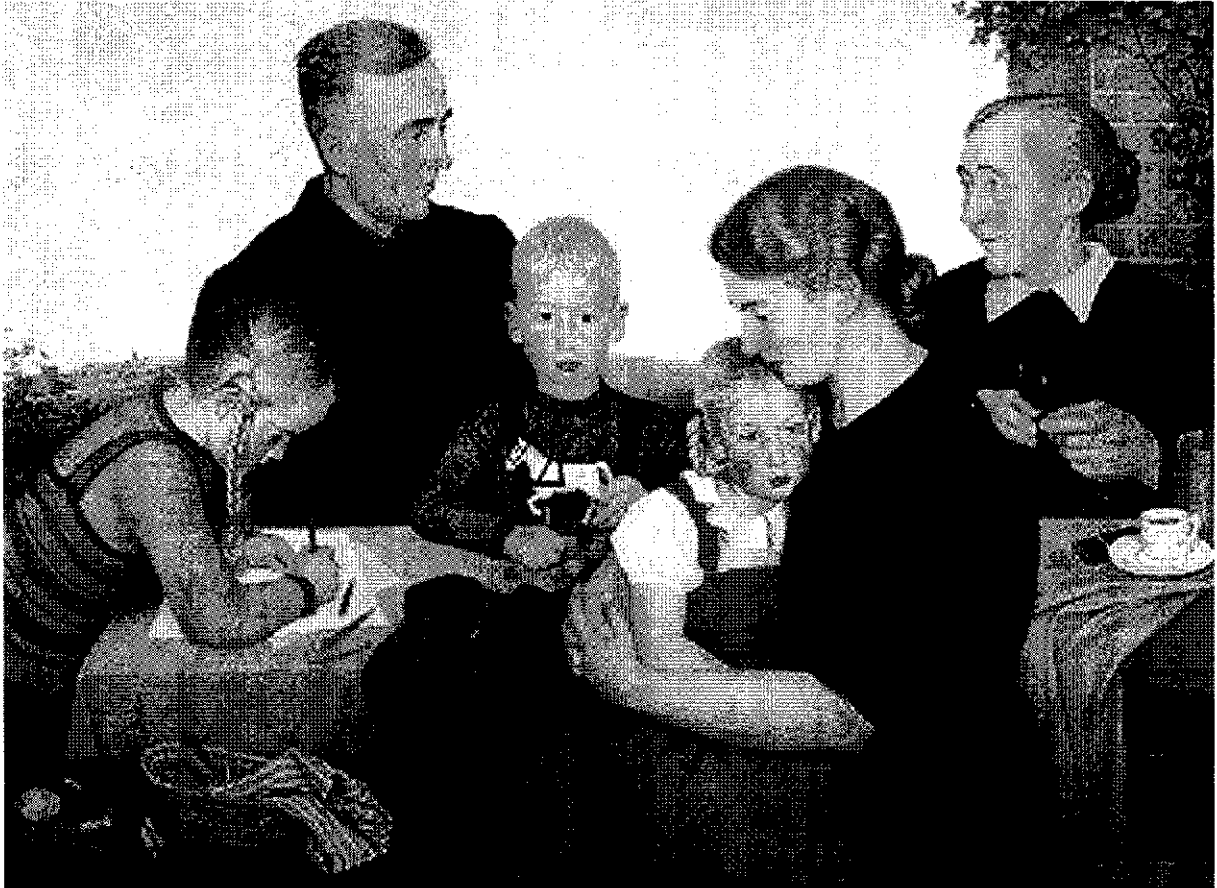
(vereinfachte Darstellung)

Tabelle 3: Aufteilung der Erwerbstätigkeit bei Paaren im Alter von 20 bis 49 Jahren, bei denen mindestens ein Partner erwerbstätig ist (in % der Paare)

	EU-25	DEUTSCHLAND	ÖSTERREICH	FRANKREICH
Mann Vollzeit/Frau Vollzeit	45	37	47	52
Nur Mann erwerbstätig	29	26	22	25
Man Vollzeit/Frau Teilzeit	19	28	27	16
Mann und Frau Teilzeit oder Frau Vollzeit/Mann Teilzeit	2	2	1	2
Nur Frau erwerbstätig	5	7	3	5
Insgesamt	100	100	100	100

Quelle: Eurostat. Europäische Arbeitskräfteerhebung 2003

a) Adolf Wissel, *Kalenberger Bauernfamilie* (1939)



b) *Die Gewohnheit zu zittern*

Aus der engen Höhle der Eltern
Zog scharfer Geruch durch die Wohnung
Besserungsanstalt¹
für mich
von Anfang an.

Das Dienstmädchen² folgte mir
bei jeder Flucht
was machst du.

Ich dachte an längere Sommer
an einen Mond, der größer als unserer war
und sagte
die Sterne.

¹ Besserungsanstalt = maison de correction

² Dienstmädchen = bonne

In deinem Alter Astronomie,
rief die Mutter
in den finsternen Hof
du hast nichts
gesehen.

Guntram Vesper in *Deutsche Gedichte und ihre Interpretationen*, Band 12. Insel Verlag, Frankfurt/Main 2002. Seite 49.

Document n° 4

Der Höhepunkt der industriellen Revolution im dritten Viertel des 19. Jahrhunderts ist vom Zerfall der umfassenden Strukturen der Manufakturperiode geprägt. Die hausindustrielle Familienwirtschaft wurde an den Rand des ökonomischen Geschehens gedrängt; im sozialen Profil der entstehenden Arbeiterklasse trat der ledige, beim Arbeitgeber oder als Untermieter lebende Geselle in den Vordergrund. Die 50er und beginnenden 60er Jahre des 19. Jahrhunderts waren von einem Stillstand der sozialen Bewegungen gekennzeichnet; zentrale Elemente eines einheitlichen sozio-kulturellen Unterschicht-Milieus, wie das Wiener Volkstheater, verblaßten.

Von dem Bruch, den die industrielle Revolution auf der sozialen Ebene verkörperte, lassen sich vielfältige Linien zu Besonderheiten der weiteren sozialen Entwicklung ziehen. Es bedeutete, daß der Aufbau eines Systems sozialer Beziehungen der Arbeiterklasse, der von der Ausbreitung und Stabilisierung der Arbeiterfamilie im letzten Drittel des 19. Jahrhunderts getragen wurde, in hohem Maß ein Neuanfang war, der kaum auf ältere Traditionen aufbauen konnte. Dies hatte wiederum Auswirkungen auf die innere soziale Struktur der Arbeiterklasse, wie auch auf ihr Verhältnis zu sozialen Nebenklassen.

Ein charakteristisches Merkmal der Wiener Arbeiterfamilie im Übergang zur Hochindustrialisierung war die geringe Verbreitung komplexer Familien- und Haushaltskonstellationen. Die Tendenz zur Ausprägung der auf Eltern und Kinder beschränkten Kleinfamilie weist auch auf die geringe Bedeutung verwandtschaftlicher Beziehungen hin [...]. In dieser Hinsicht unterschied sich die Wiener Arbeiterfamilie des ausgehenden 19. Jahrhunderts grundlegend von Arbeiterfamilienformen, die in anderen europäischen und nordamerikanischen Industrieregionen untersucht wurden. Diese verfügten zum Teil über eine komplexe Haushaltszusammensetzung und stützten sich auf intensive Verwandtschaftsbeziehungen. Familie und Verwandtschaft bildeten die Kernelemente einer dichten Sozialstruktur, in welche auch nichtverwandte Untermieter oder Bettgeher einbezogen wurden.

Die Sonderentwicklung der Wiener Arbeiterfamilie, in der diese Verhältnisse wenig ausgeprägt waren, läßt sich auf mehrere Faktoren zurückführen: Der Hauptstrom der Zuwanderer bestand aus einzelnen Individuen, nicht aus ganzen Familien; die zersplitterte kleinbetriebliche Struktur der Wiener Wirtschaft war einer Überlagerung innerbetrieblicher und familialer Beziehungen – Arbeitsbeschaffung und Plazierung im Betrieb durch Verwandte – nicht förderlich. Eine große Rolle spielte aber sicherlich die geringe Tradition der Wiener Arbeiterfamilie, der hohe Anteil familienloser Personen am Wachstum der arbeitenden Bevölkerung in der industriellen Revolution. Der Anteil der Verwandten an den familialen Rollen stieg denn auch in den ersten Jahrzehnten des 20. Jahrhunderts an, einer Zeit also, in der schon die zweite und dritte erbliche Arbeitergeneration lebte.

Es fragt sich, ob die geringe Dichte familialer und verwandtschaftlicher Beziehungen im sozialen Netz der Wiener Arbeiterklasse die Neigung förderte, sie durch engere Beziehungen in anderen Bereichen der Sozialstruktur zu kompensieren. Besteht hier ein Zusammenhang zu zwei Tendenzen, die in der Wiener Arbeiterbewegung des ausgehenden 19. Jahrhunderts bis in die Erste Republik in besonderem Maß ausgeprägt waren, nämlich, daß sie sehr rasch eine hohe Organisationsdichte erreichte und eine komplexe Organisationsstruktur ausbildete, die in vielfältigen Vereinigungen möglichst sämtliche Lebensbereiche der Arbeiterklasse zu erfassen suchte?

Josef EHMER, *Familienstruktur und Arbeitsorganisation im frühindustriellen Wien*. Verlag für Geschichte und Politik, Wien 1980. Seite 223-224.

ANALYSE ET COMMENTAIRE DE TEXTES OU DOCUMENTS EN ANGLAIS

Durée : 6 heures

Analysez et commentez, **en anglais**, les documents suivants :

Document n°1: Extract from the statement by the Right Honourable David Lloyd George, "British War Aims", House of Commons, 5th January, 1918 (Authorised Version as published by the British Government, New York: George H. Doran Company).

We are told that it is not the intention of the Central Powers to appropriate forcibly any occupied territories or to rob of its independence any nation which has lost its political independence during the war. It is obvious that almost any scheme of conquest and annexation could be perpetrated within the literal interpretation of such a pledge. Does it mean that Belgium, and Serbia, Montenegro and Romania will be as independent and as free to direct their own destinies as the German or any other nation? Or does it mean that all manner of interference and restrictions, political and economic, incompatible with the status and dignity of a free and self-respecting people, are to be imposed? If this is the intention then there will be one kind of independence for a great nation and an inferior kind of independence for a small nation. We must know what is meant for equality of right among nations, small as well as great, is one of the fundamental issues this country and her Allies are fighting to establish in this war. (...)

The rest of the so-called 'offer' of the Central Powers is almost entirely a refusal of all concessions. All suggestions about the autonomy of subject nationalities are ruled out of the peace terms altogether. The question whether any form of self-government is to be given to Arabs, Armenians or Syrians is declared to be entirely a matter for the Sublime Porte. A pious wish for the protection of minorities "in so far as it is practically realisable" is the nearest approach to liberty which the Central statesmen venture to make. On one point only are they perfectly clear and definite. Under no circumstances will the "German demand" for the restoration of the whole of Germany's colonies be departed from. All principles of self-determination or, as our earlier phrase goes, government by consent of the governed, here vanish into thin air.

It is impossible to believe that any edifice of permanent peace could be erected on such a foundation as this. Mere lip-service to the formula of no annexations and no indemnities or the right of self-determination is useless. Before any negotiations can even be begun, the Central Powers must realise the essential facts of the situation. The days of the Treaty of Vienna are long past. We can no longer submit the future of European civilisation to the arbitrary decisions of a few negotiators striving to secure by chicanery or persuasion the interests of this or that dynasty or nation. The settlement of the new Europe must be based on such grounds of reason and justice as will give some promise of stability. Therefore, it is that we feel that government with the consent of the governed must be the basis of any territorial settlement in this war. (...)

The first requirement, therefore, always put forward by the British Government and their Allies, has been the complete restoration, political, territorial and economic, of the independence of Belgium. (...) Before there can be any hope for a stable peace, this great breach of the public law of Europe must be repudiated and, so far as possible,

repaired. Reparation means recognition. Unless international right is recognised by insistence on payment for injury done in defiance of its canons it can never be a reality.

40 Next comes the restoration of Serbia, Montenegro and the occupied parts of France, Italy and Romania. The complete withdrawal of the alien armies and the reparation for injustice done is a fundamental condition of permanent peace. (...) The democracy of this country means to stand to the last by the democracies of France and Italy and all our other Allies. We shall be proud to fight to the end side by side with the new democracy of Russia, so will America and so will France and Italy. But if the present rulers of Russia take action which is independent of their Allies we have no means of intervening to arrest the catastrophe which is assuredly befalling their country. Russia can only be saved by her own people. We believe, however, that an independent Poland comprising all those genuinely Polish elements who desire to form part of it, is an urgent necessity for the stability of Western Europe. Similarly, though we agree with President Wilson that the break-up of Austria-Hungary is no part of our war aims, we feel that unless genuine self-government on true democratic principles is granted to those Austro-Hungarian nationalities who have long desired it, it is impossible to hope for the removal of those causes of unrest in that part of Europe which have so long threatened its general peace. On the same grounds we regard as vital the satisfaction of the legitimate claims of the Italians for union with those of their own race and tongue. We also mean to press that justice be done to men of Romanian blood and speech in their legitimate aspirations. If these conditions are fulfilled Austria-Hungary would become a power whose strength would conduce to the permanent peace and freedom of Europe, instead of being merely an instrument to the pernicious military autocracy of Prussia, which uses the resources of its allies for the furtherance of its own sinister purposes.

Outside Europe, we believe that the same principles should be applied. While we do not challenge the maintenance of the Turkish Empire in the homelands of the Turkish race with its capital at Constantinople, the passage between the Mediterranean and the Black Sea being internationalised and neutralised, Arabia, Armenia, Mesopotamia, Syria and Palestine are in our judgment entitled to a recognition of their separate national conditions. What the exact form of that recognition in each particular case should be need not here be discussed, beyond stating that it would be impossible to restore to their former sovereignty the territories to which I have already referred. (...) With regard to the German colonies, I have repeatedly declared that they are held at the disposal of a conference whose decision must have primary regard to the wishes and interests of the native inhabitants of such colonies. None of those territories are inhabited by Europeans. The governing consideration, therefore, in all these cases must be that the inhabitants should be placed under the control of an administration, acceptable to themselves, one of whose main purposes will be to prevent their exploitation for the benefit of European capitalists or governments. The natives live in their various tribal organisations under chiefs and councils who are competent to consult and speak for their tribes and members and thus to represent their wishes and interests in regard to their disposal. The general principle of national self-determination is, therefore, as applicable in their cases as in those of occupied European territories. (...) The German treatment of their native populations in their colonies has been such as amply to justify their fear of submitting the future of those colonies to the wishes of the natives themselves.

85 Finally, there must be reparation for injuries done in violation of international law. The Peace Conference must not forget our seamen and the services they have rendered to, and the outrages they have suffered for the common cause of freedom. (...)

The crushing weight of modern armaments, the increasing evil of compulsory military service, the vast waste of wealth and effort involved in warlike preparation, these are blots on our civilisation of which every thinking individual must be ashamed. For these and other similar reasons, we are confident that a great attempt must be made to establish by some international organisation an alternative to war as a means of settling international disputes. After all, war is a relic of barbarism and, just as law has succeeded violence as the means of settling disputes between individuals, so we believe that it is destined ultimately to take the place of war in the settlement of controversies between nations.

Document n°2: Winston S. Churchill, *The Second World War, Volume Three, The Grand Alliance, Chapter XXIV, "The Atlantic Charter", London: Cassell, 1950, pp. 385-388.*

President Roosevelt told me at one of our first conversations that he thought it would be well if we could draw up a joint declaration laying down certain broad principles which should guide our policies along the same road. Wishing to follow up this most helpful suggestion, I gave him the next day, August 10, a tentative outline of such a declaration. My text was as follows:

JOINT ANGLO-AMERICAN DECLARATION OF PRINCIPLES

The President of the United States of America and the Prime Minister, Mr. Churchill, representing His Majesty's Government in the United Kingdom, being met together to resolve and concert the means of providing for the safety of their respective countries in the face of Nazi and German aggression and of the dangers to all peoples arising therefrom, deem it right to make known certain principles which they both accept for guidance in the framing of their policy and on which they base their hopes for a better future for the world.

First, their countries seek no aggrandisement, territorial or other.

Second, they desire to see no territorial changes that do not accord with the freely expressed wishes of the peoples concerned.

Third, they respect the right of all peoples to choose the form of government under which they will live. They are only concerned to defend the rights of freedom of speech and thought, without which such choice must be illusory.

Fourth, they will strive to bring about a fair and equitable distribution of essential produce, not only within their territorial boundaries, but between the nations of the world.

Fifth, they seek a peace which will not only cast down for ever the Nazi tyranny, but by effective international organisation will afford to all States and peoples the means of dwelling in security within their own bounds and of traversing the seas and oceans without fear of lawless assault or the need of maintaining burdensome armaments.

30

Considering all the tales of my reactionary, Old World outlook, and the pain this is said to have caused the President, I am glad it should be on record that the substance and spirit of what came to be called the "Atlantic Charter" was in its first draft a British production cast in my own words.

35 August 11 promised to be a day of intense business.

40 [*Prime Minister to Admiralty, 11 Aug 41: Utmost strength to be put on deciphering telegrams from here during next twenty-four hours.*]

45 At our meeting in the morning the President gave me a revised draft, which we took as a basis for discussion. The only serious difference from what I had written was

about the fourth point (access to raw materials). The President wished to insert the words "without discrimination and on equal terms". The President also proposed two extra paragraphs:

50 Sixth, they desire such a peace to establish for all safety on the high seas and oceans.

Seventh, they believe that all the nations of the world must be guided in spirit to the abandonment of the use of force. Because no future peace can be maintained if land, sea, or air armaments continue to be employed by nations which threaten, or may threaten, to use force outside of their frontiers, they believe that the disarmament of such nations is essential. They will further the adoption of all other practicable measures which will lighten for peace-loving peoples the crushing burden of armaments.

60 (...) There followed a detailed discussion of the revised text of the declaration. Several minor alterations were easily agreed. The chief difficulties were presented by points 4 and 7, especially the former. With regard to this, I pointed out at once that the words "without discrimination" might be held to call in question the Ottawa agreements, and I was in no position to accept them. This text would certainly have to be referred to the Government at home, and, if it was desired to maintain the present wording, to the Governments in the Dominions. I should have little hope that it would be accepted. Mr. Sumner Welles indicated that this was the core of the matter, and that this paragraph embodied the ideal for which the State Department had striven for the past nine years. I could not help mentioning the British experience in adhering to Free Trade for eighty years in the face of ever-mounting American tariffs. We had allowed the fullest importations into all our colonies. Even our coastwise traffic around Great Britain was open to the competition of the world. All we had got in reciprocation was successive doses of American protection. Mr. Welles seemed to be a little taken aback. I then said that if the words "with due respect for their existing obligations" could be inserted, and if the words "without discrimination" could disappear, and "trade" be substituted for "markets", I should be able to refer the text to His Majesty's Government with some hope that they would be able to accept it. The President was obviously impressed. He never pressed the point again.

80 As regards the generalities of Point 7, I pointed out that while I accepted this text, opinion in England would be disappointed at the absence of any intention to establish an international organisation for keeping peace after the war. I promised to try to find a suitable modification, and later in the day I suggested to the President the addition to the second sentence of the words "pending the establishment of a wider and more permanent system of general security".

Document n°3: Students for a Democratic Society, “A Call to all Students to March on Washington to End the War in Vietnam”, April 17, 1965 (SDS Archives, State Historical Society of Wisconsin in Madison).

The current war in Vietnam is being waged on behalf of a succession of unpopular South Vietnamese dictatorships, not on behalf of freedom. No American-supported South Vietnamese regime in the past few years has gained the support of its people, for the simple reason that the people overwhelmingly want peace, self-determination, and the opportunity for development. American prosecution of the war has deprived all them of all three.

• The war is fundamentally a *civil* war, waged by South Vietnamese against their government; it is not ‘a war of aggression’. Military assistance from North Vietnam and China has been minimal; most guerrilla weapons are home-made or are captured American arms. The areas of strongest guerrilla control are the areas adjacent to North Vietnam. And the people could not and cannot be isolated from the guerrillas by forced settlement in ‘strategic hamlets’; again and again the Government military attacks fail because the people tip off the guerrillas; the people and the guerrillas are inseparable. Each repressive Government policy, each napalm bomb, each instance of torture, creates more guerrillas. Further, what foreign weapons the guerrillas have obtained are small arms, and are no match for the bombers and helicopters operated by the Americans. The US government is the only foreign government that has sent major weapons to Vietnam. (...)

• It is a *self-defeating* war. If the US objective is to guarantee self-determination in South Vietnam, that objective is far better served by allowing the South Vietnamese to choose their own government—something provided for by the 1954 Geneva Agreement but sabotaged in 1956 by the American-supported dictator Ngo Dinh Diem and never allowed since. The Diem government that invited US intervention was thus illegitimate, having violated the agreement that established it. The Vietnamese, North and South, have no taste for Chinese domination—these two countries have fought one another for over a thousand years. Moreover, South Vietnam is not a ‘domino’—the ‘threat’ to it is internal, not Chinese, and the greater threat to stability in other Southeast Asian countries is US-inspired provocation of China, not China’s own plans. (...)

• It is a war never declared by Congress, although it costs almost two million dollars a day and has cost billions of dollars since the US began its involvement. The facts of the war have been systematically concealed by the US government for years, making it appear as if those expenditures have been helping the Vietnamese people. These factors erode the honesty and decency of American political life, and make democracy at home impossible. We are outraged that two million dollars a day is expended for a war on the poor in Vietnam, while government financing is so desperately needed to abolish poverty at home. *What kind of America is it whose response to poverty and oppression in South Vietnam is napalm and defoliation, whose response to poverty and oppression in Mississippi is... silence?*

• It is a hideously *immoral* war. America is committing pointless murder.

But the signs are plain that Americans are increasingly disaffected by this state of affairs. To draw together, express, and enlarge the number of these voices of protest, and to make this sentiment visible, Students for a Democratic Society (SDS) is calling for a MARCH ON WASHINGTON TO END THE WAR IN VIETNAM.

We urge the participation of all students who agree with us that the war in Vietnam injures both Vietnamese and Americans, and should be stopped.

The March, to be held on Saturday, April 17, 1965, will include a picketing of the White House, a march down the Mall to the Capitol Building to present a statement to Congress, and a meeting with both student and adult speakers.

Document n°4: President George W. Bush, Address at the United Nations Headquarters, New York, New York—For Immediate Release—Office of the Press Secretary, September 21, 2004.
(<http://www.whitehouse.gov/news/releases/2004/09/print/20040921-3.html>)

PRESIDENT BUSH: Mr. Secretary General, Mr. President, distinguished delegates, ladies and gentlemen: (...)

5 The United Nations and my country share the deepest commitments. Both the American Declaration of Independence and the Universal Declaration of Human Rights proclaim the equal value and dignity of every human life. That dignity is honored by the rule of law, limits on the power of the state, respect for women, protection of private property, free speech, equal justice, and religious tolerance. That dignity is dishonored by oppression, corruption, tyranny, bigotry, terrorism and all violence against the innocent.
10 And both of our founding documents affirm that this bright line between justice and injustice—between right and wrong—is the same in every age, and every culture, and every nation.

15 Wise governments also stand for these principles for very practical and realistic reasons. We know that dictators are quick to choose aggression, while free nations strive to resolve differences in peace. We know that oppressive governments support terror, while free governments fight the terrorists in their midst. We know that free peoples embrace progress and life, instead of becoming the recruits for murderous ideologies.
20

Every nation that wants peace will share the benefits of a freer world. And every nation that seeks peace has an obligation to help build that world. Eventually, there is no safe isolation from terror networks, or failed states that shelter them, or outlaw regimes, or weapons of mass destruction. Eventually, there is no safety in looking away, seeking
25 the quiet life by ignoring the struggles and oppression of others.

In this young century, our world needs a new definition of security. Our security is not merely found in spheres of influence, or some balance of power. The security of our world is found in the advancing rights of mankind. (...)
30

Because we believe in human dignity, peaceful nations must stand for the advance of democracy. No other system of government has done more to protect minorities, to secure the rights of labor, to raise the status of women, or to channel human energy to the pursuits of peace. We've witnessed the rise of democratic governments in
35 predominantly Hindu and Muslim, Buddhist, Jewish and Christian cultures. Democratic institutions have taken root in modern societies, and in traditional societies. When it comes to the desire for liberty and justice, there is no clash of civilizations. People everywhere are capable of freedom, and worthy of freedom.

40 Finding the full promise of representative government takes time, as America has found
in two centuries of debate and struggle. Nor is there any—only one form of
representative government—because democracies, by definition, take on the unique
character of the peoples that create them. Yet this much we know with certainty: the
desire for freedom resides in every human heart. And that desire cannot be contained
45 forever by prison walls, or martial laws, or secret police. Over time, and across the
Earth, freedom will find a way.

Freedom is finding a way in Iraq and Afghanistan—and we must continue to show our
commitment to democracies in those nations. The liberty that many have won at a cost
50 must be secured. As members of the United Nations, we all have a stake in the success
of the world’s newest democracies. (...)

The Afghan people are showing extraordinary courage under difficult conditions.
They’re fighting to defend their nation from Taliban holdouts, and helping to strike
55 against the terrorist killers. They’re reviving their economy. They’ve adopted a
constitution that protects the rights of all, while honoring their nation’s most cherished
traditions. More than 10 million Afghan citizens—over 4 million of them women—are
now registered to vote in next month’s presidential election. To any who still would
question whether Muslim societies can be democratic societies, the Afghan people are
60 giving their answer.

Since the last meeting of this General Assembly, the people of Iraq have regained
sovereignty. Today, in this hall, the Prime Minister of Iraq and his delegation represent
65 a country that has rejoined the community of nations. The government of Prime
Minister Allawi has earned the support of every nation that believes in self-
determination and desires peace. And under Security Council resolutions 1511 and
1546, the world is providing that support. The U.N., and its member nations, must
respond to Prime Minister Allawi’s request, and do more to help build an Iraq that is
secure, democratic, federal, and free. (...)

70 History will honor the high ideals of this organization. The charter states them with
clarity: “to save succeeding generations from the scourge of war”, “to reaffirm faith in
fundamental human rights”, “to promote social progress and better standards of life in
larger freedom”.

75 Let history also record that our generation of leaders followed through on these ideals,
even in adversity. Let history show that in a decisive decade, members of the United
Nations did not grow weary in our duties, or waver in meeting them. I’m confident that
this young century will be liberty’s century. I believe we will rise to this moment,
80 because I know the character of so many nations and leaders represented here today.
And I have faith in the transforming power of freedom.

May God bless you. (Applause.)

ANALYSE ET COMMENTAIRE DE TEXTES OU DOCUMENTS EN ESPAGNOL

Durée : 6 heures

Analysez et commentez, **en espagnol**, les documents suivants :

Documento 1

«Sin Pulso»

« Varones Ilustres, ¿hasta cuándo seréis de corazón duro?
¿Por qué amáis la vanidad y vais tras la mentira? »
(Isaías. Salmo IV)

Quisiéramos oír esas o parecidas palabras brotando de los labios del pueblo; pero no se oye nada: no se percibe agitación en los espíritus, ni movimiento en las gentes.

Los doctores de la política y los facultativos de cabecera estudiarán, sin duda, el mal; discurrirán sobre sus orígenes, su clasificación y sus remedios; pero el más ajeno a la ciencia que preste alguna atención a asuntos públicos observa este singular estado de España; dondequiera que se ponga el tacto, no se encuentra el pulso.

Monárquicos, republicanos, conservadores, liberales, todos los que tengan algún interés en que este cuerpo nacional viva, es fuerza se alarmen y preocupen con tal suceso. Las turbulencias se encauzan; las rebeldías se reprimen; hasta las locuras se reducen a la razón por la pena o por el acertado régimen; pero el corazón que cesa de latir y va dejando frías e insensibles todas las regiones del cuerpo anuncia la descomposición y la muerte al más lego.

La guerra con los ingratos hijos de Cuba no movió una sola fibra del sentimiento popular. Hablaban con elocuencia los oradores en las cámaras de sacrificar la última peseta y derramar la postrer gota de sangre... de los demás; obsequiaban los Ayuntamientos a los soldados, que saludaban y marchaban sumisos, trayendo a la memoria el Ave César de los gladiadores romanos; sonaba la Marcha de Cádiz; aplaudía la prensa, y el país, inerte, dejaba hacer. Era, decíamos, que no interesaba su alma una lucha civil, una guerra contra la naturaleza y el clima, sin triunfos y sin derrotas.

[...]

Hay que dejar la mentira y desposarse con la verdad; hay que abandonar las vanidades y sujetarse a la realidad, reconstituyendo todos los organismos de la vida nacional sobre los cimientos, modestos, pero firmes, que nuestros medios nos consienten, no sobre las formas huecas de un convencionalismo que, como a nadie engaña, a todos desalienta y burla.

No hay que fingir arsenales y astilleros donde sólo hay edificios y plantillas de personal que nada guardan y nada construyen; no hay que suponer escuadras que no maniobran ni disparan, ni citar como ejércitos las meras agregaciones de mozos sorteables ni empeñarse con conservar más de lo que podamos administrar sin ficciones desastrosas, ni prodigar recompensas para que se deduzcan de ellas heroísmos, y hay que levantar a toda costa, y sin pararse en amarguras y sacrificios y riesgos de parciales disgustos y rebeldías, el concepto moral de los gobiernos

centrales, porque si esa dignificación no se logra, la descomposición del cuerpo nacional es segura.

El efecto inevitable del menosprecio de un país respecto de su Poder central es el mismo que en todos los cuerpos vivos produce la anemia y la decadencia de la fuerza cerebral: primero, la atonía, y después, la disgregación y la muerte. Las enfermedades, dice el vulgo, entran por arrobos y salen por adarnes, y esta popular expresión es harto más visible y clara en los males públicos.

La degeneración de nuestras facultades y potencias tutelares ha desbaratado nuestra dominación en América y tiene en grave disputa la del Extremo Oriente; pero aún es más grave que la misma corrupción y endebles del avance de las extremidades a los organismos más nobles y preciosos del tronco, y ello vendrá sin remedio si no se reconstituye y dignifica la acción del Estado. Engañados grandemente vivirán los que crean que por no vocear los republicanos en las ciudades, ni alzarse los carlistas en la montaña, ni cuajar los intentos de tales o cuales jefes de los cuarteles, ni cuidarse el país de que la imprenta calle o las elecciones se mixtifiquen, o los Ayuntamientos exploten sin ruido las concejalías y los Gobernadores los juegos y los servicios, está asegurado el orden y es incommovible el Trono, y nada hay que temer ya de los males interiores que a otras generaciones afligieron. Si pronto no se cambia radicalmente de rumbo, el riesgo es infinitamente mayor, por lo mismo que es más hondo y de remedio imposible, si se acude tarde: el riesgo es el total quebranto de los vínculos nacionales y la condenación, por nosotros mismos, de nuestro destino como pueblo europeo y tras de la propia condenación, claro es que no se hará esperar quien en su provecho y en nuestro daño la ejecute.

Francisco SILVELA (político conservador), *El Tiempo*, 16 de agosto de 1898.

Documento 2

Podemos dividir las naciones del mundo, grosso modo, en vivas y moribundas. Por un lado, tenemos grandes países cuyo enorme poder aumenta de año en año, aumentando su riqueza, aumentando su poder, aumentando la perfección de su organización. Los ferrocarriles les han dado el poder de concentrar en un solo punto la totalidad de la fuerza militar de su población y de reunir ejércitos de un tamaño y poder nunca soñados por las generaciones que han existido. La ciencia ha colocado en manos de esos ejércitos armamentos que aumentan el poder, terrible poder, de aquellos que tienen la oportunidad de usarlos. Junto a estas espléndidas organizaciones, cuya fuerza nada parece capaz de disminuir y que sostiene ambiciones encontradas que únicamente el futuro podrá dirimir a través de un arbitraje sangriento, junto a éstas, existen un número de comunidades que sólo puedo describir como moribundas, aunque el epíteto indudablemente se le aplica en grado diferente y con diferente intensidad. Son principalmente comunidades no cristianas, aunque siento decir que no es éste exclusivamente el caso, y en esos Estados, la desorganización y la decadencia avanzan casi con tanta rapidez como la concentración y aumento de poder en las naciones vivas que se encuentran junto a ellos. Década tras década, cada vez son más débiles, más pobres y poseen menos hombres destacados o instituciones en que poder confiar, aparentemente se aproximan cada vez más a su destino aunque todavía se agarren con extraña tenacidad a la vida que tienen. En ellas no sólo no se pone remedio a la mala administración, sino que ésta aumenta constantemente. La sociedad, y la sociedad oficial, la Administración, es un nido de corrupción, por lo que no existe una base firme en la que pudiera apoyarse una esperanza de reforma y reconstrucción, y ante los ojos de la parte del

mundo informada, muestran en diverso grado, un panorama terrible, un panorama que desafortunadamente el incremento de nuestros medios de información y comunicación describen con los más oscuros y conspicuos tintes ante la vista de todas las naciones, apelando tanto a sus sentimientos como a sus intereses, pidiendo que les ofrezcan un remedio.

(...) Por una u otra razón, por necesidades políticas o bajo presiones filantrópicas, las naciones vivas se irán apropiando gradualmente de los territorios de las moribundas y surgirán rápidamente las semillas y las causas de conflicto entre las naciones civilizadas. Naturalmente no debemos suponer que a una sola de las naciones vivas se le permita tener el beneficioso monopolio de curar o desmenuzar a estos desafortunados pacientes (risas). (...) Estas cuestiones pueden ocasionar diferencias fatales entre las grandes naciones cuyos poderosos ejércitos se encuentran frente a frente amenazándose. (...) Indudablemente no vamos a permitir que Inglaterra quede en situación desventajosa en cualquier reajuste que pueda tener lugar (aplausos). Por otro lado, no sentiremos envidia si el engrandecimiento de un rival elimina la desolación y la esterilidad de regiones en las que nuestros brazos no pueden alargarse. (...)

Discurso pronunciado por Lord Salisbury el 4 de mayo de 1898 en el Albert Hall de Londres.
The Times, 5 de mayo de 1898

Documento 3

En estas horas
De febril inquietud, ¿quién, Patria mía,
Merece como tú la pobre ofrenda
De mi respeto y de mi amor? Postrada
En los escombros de tu antigua gloria,
La negra adversidad, con férrea mano,
Comprime los latidos de tu pecho
Y el aire que respiras envenena.
Como tigre feroz clavó sus garras
La catástrofe en ti, y en tus heridas
Entrañas sacia su voraz instinto.
¿Quién, al mirar tus lástimas, no llora?
[...]
Pero ¿quién habla de morir? ¿Acaso
No eres, Patria, inmortal? Tendrás eclipses
Como los tiene el sol. Sombras tenaces,
Cual hiperbórea noche larga y fría,
Sobre ti pesarán, mientras no llegue
Tu santa redención. ¡Hora dichosa
En que verás con júbilo y ternura
Nacer el alba, el tenebroso espacio
Inundarse de luz, la tierra encinta
Estremecerse en éxtasis materno,
De armonías, aromas y colores
Poblarse el aire, y palpitar en todo
La plenitud eterna de la vida!

¡Ten esperanza y fe! Descubridora
De mundos, madre de indomada prole,
Tú no puedes morir, ¡Dios no lo quiere!
Aun tienes que cumplir altos destinos.
Busca en el seno de la paz bendita
Reparador descanso, hasta que cobren
Tus músculos salud, y en cuanto sientas
El hervor de tu sangre renovada,
Ponte en pie, sacudiendo tu marasmo,
Que como losa del sepulcro, oprime
Tu enferma voluntad. Surge del fondo
De tu aislamiento secular, y marcha
Con paso firme y corazón resuelto
Sin mirar hacia atrás, siempre adelante.
Sean la escuela y el taller y el surco
Los solos campos de batalla en donde
Tu razón y tus fuerzas ejercites.
Entra en las lides del trabajo y vence,
Que entonces de laureles coronada,
Más fecunda, más próspera y más grande,
Seguirás, fulgurando, tu camino
Por los arcos triunfales de la Historia.

Gaspar NÚÑEZ DE ARCE (1843-1903), «*Sursum Corda*» (1900)

Documento 4

«Nuestra burguesía»

Lo hemos dicho muchas veces. Ningún país tiene una burguesía tan inepta como España. Ni de las colonias ni del privilegiado suelo de la Península ha sabido obtener los inmensos beneficios que otra, menos torpe, habría sacado.

Escasa de instrucción, dominada por la rutina, sin el don siquiera de imitar lo bueno que se ha hecho en otras naciones, apenas ha entrado en la esfera de la producción moderna, viendo sumamente atrasada lo mismo su industria que su agricultura.

En vez de cruzar el país de vías férreas de multiplicar las líneas telegráficas, de canalizar sus ríos, de repoblar sus montes y de fomentar la enseñanza en general, y la primaria en particular, muéstrase perezosa y descuidada, hace el pavo real recordando hechos de nuestra historia, muchos de los cuales no tienen nada de prestigiosos, y sólo aspira a vivir de los préstamos que hace al Estado.

Como es natural, sus hombres políticos están a la altura de ella. Ni tienen previsión, ni conocimientos, ni iniciativas. Supliendo esas buenas cualidades con una charla infecunda y con una cínica osadía, de lo que menos se cuidan es de desarrollar la riqueza del país – que es donde está la regeneración de éste – y a lo que más atienden es a escalar los principales restos del Estado y a procurar su medro personal.

Pásese revista a la mayor parte de los políticos burgueses; compárese su modesto origen con la

posición fastuosa que hoy ocupan en la sociedad, y se hallará la prueba de lo que decimos. El trabajo, el simple trabajo, por muy remunerado que sea, no permite a nadie en el régimen social presente llegar a millonario.

Con tal burguesía y con tales políticos no puede sorprender a nadie que España se haya visto envuelta en una guerra con los Estados Unidos: es decir, con el país más poderoso del mundo.

¿Qué habríamos dicho de un niño de tres años que hubiera desafiado o aceptado el desafío de un hombre de dos metros de altura, joven y robusto? Que era una locura.

Pues esa locura la han cometido nuestros burgueses y sus representantes políticos al no evitar – que medios había para ello – la lucha con la República norteamericana.

No tuvieron en cuenta el inmenso poder económico de aquel pueblo; no se hicieron cargo de que la riqueza es la que da hoy la medida del vigor y de las energías de una nación, y ahora tocan y nos hacen tocar a todos las consecuencias de tan tremenda torpeza.

¿Y es esa burguesía y son esos hombres políticos los que califican de insensatos, de utopistas y de soñadores a los socialistas por los ideales que sustentamos, por las reformas que pedimos y por la táctica que empleamos? ¡Insensatos y soñadores ellos!

Por vivir en la realidad, los socialistas defendimos antes de declararse la guerra soluciones que podían evitarla.

Por vivir en la realidad, sostuvimos los socialistas, cuando iba a estallar el conflicto, que debía conjurarse a toda costa.

Por vivir en la realidad y ver confirmados nuestros augurios apenas comenzó la lucha, abogamos calurosamente los socialistas por la paz.

Por vivir en la realidad, por estar convencidísimos de los muchos daños que la guerra había de producir, no hemos cesado los socialistas, haciendo cara a los insensatos de todas clases, de reclamar la paz.

Y a la paz llegamos: y la paz la quieren hoy la burguesía y todos los hombres políticos, salvo muy contadas excepciones.

¿Quiénes estaban en lo cierto? ¿Quiénes han mostrado más reflexión, más juicio y más cálculo? No han sido los burgueses, ni los gobernantes por ellos elegidos: hemos sido los socialistas.

Los socialistas, combatiendo la guerra antes de ser declarada, y defendiendo la paz desde el instante en que estalló la lucha, miraron cual les corresponde por los intereses de la clase trabajadora, pero a la vez, y aunque indirectamente, procuraron también por los intereses de la burguesía.

Sí: se ha dado el caso raro de que los socialistas hayan tenido que defender, contra la conducta de la clase directa, no sólo los intereses de los proletarios, sino los de ella misma.

Tal es el estado mental de nuestra burguesía: estado mental que, si no se modifica, hará sufrir a nuestro país nuevas calamidades y dificultará la evolución económica a cuyo término está el triunfo del socialismo revolucionario.

Pablo IGLESIAS, *El Socialista*, 17 de agosto de 1898.

Durée : 6 heures

Analysez et commentez, **en italien**, les documents suivants :

Document 1

Emilio Gentile, *Introduzione*, in *Il fascismo in tre capitoli*, Roma-Bari, Laterza, 2004, p. 3-10.

(E. Gentile est professeur d'histoire contemporaine à l'Université de Rome)

Introduzione

È una storia strana e singolare, la storia del fascismo.

Dopo quasi novant'anni dalla sua comparsa e dopo oltre mezzo secolo dalla sua scomparsa come protagonista della attualità politica, il fascismo sembra essere ancora un oggetto alquanto misterioso, che sfugge alla cattura di una chiara e razionale definizione storica, nonostante le migliaia di libri, articoli e dibattiti che sono stati e tuttora continuano ad essere dedicati a questo movimento politico del XX secolo.

Strana e singolare è anche la storia delle interpretazioni del fascismo.

Infatti, queste interpretazioni oscillano fra visioni tanto opposte e inconciliabili fra di loro da far ritenere talvolta vana la speranza che si possa mai giungere a definire la natura del fascismo in termini che siano largamente condivisi. Da quasi ottant'anni si continua a discutere su questioni che riguardano la natura del fascismo e il suo significato nella storia contemporanea : se fu un movimento autonomo o uno strumento di altre forze, se ebbe una ideologia e una cultura o fu soltanto violenta manovalanza e "regime di asini" ; se fu moderno o antimoderno, se fu rivoluzionario o reazionario, autoritario o totalitario. Non c'è accordo neppure sulla collocazione del fascismo nel tempo e nello spazio : si discute ancora su dove e quando è nato il fascismo ; se è stato un fatto unicamente italiano oppure universale ; se si deve parlare di "fascismo", cioè di un unico fenomeno con tante varianti, come rami di uno stesso albero, oppure di "fascismi", come di alberi differenti con alcune caratteristiche in comune ; se c'è stata un'"epoca del fascismo", cronologicamente definita, oppure se c'è un "fascismo eterno", le cui tracce potrebbero risalire fino a Caino, e che tuttora sarebbe incombente, come un pericolo imminente e reale, sull'esistenza umana.

Attorno al fascismo, insomma, si è formata una sorta di "questione omerica", espressione con la quale si suole definire "il complesso dei problemi che riguardano l'esistenza storica di un poeta Omero". Come per il poeta greco, infatti, così per il fascismo non solo ci sono pareri contrastanti sul luogo e sulla sua data di nascita, ma si mette in dubbio anche la sua stessa esistenza. Questa viene di fatto contestata da chi afferma che il fascismo non è stato un movimento politico autonomo, con una sua ideologia, una sua cultura, un suo sistema politico, come il liberalismo o il comunismo, ma è stato solo un *epifenomeno*, cioè la secrezione contingente ed estrema di altri fenomeni, come la reazione antiproletaria della borghesia, la malattia morale della coscienza europea, la degenerazione patologica della società di massa, l'esplosione di difetti secolari di popoli ancora immaturi per la democrazia liberale. Di conseguenza, il fascismo, secondo questo modo di vedere, sarebbe una totale negatività storica, e quindi privo di una sua individualità storica, cioè di una propria realtà autonoma e specifica, che possa essere definita concettualmente. Qualche studioso ha proposto di mettere al bando dalla comunità scientifica il concetto di "fascismo", perché non avrebbe alcun significato preciso, corrispondente a un fenomeno storico reale. Con lo stesso argomento, altri studiosi hanno chiesto l'adozione di un eguale provvedimento per il concetto di "totalitarismo". L'abbinamento del totalitarismo al fascismo in una comune richiesta di messa al bando dalla comunità degli studiosi non è casuale. Infatti, il concetto del "totalitarismo" è nato

storicamente in simbiosi con il fascismo e in riferimento al fascismo, all'indomani della "marcia su Roma", quando i termini "totalitario" e "totalitarismo" furono inventati dagli antifascisti. Essi li introdussero nel linguaggio politico per definire la vocazione dittatoriale e integralista del Partito fascista e il sistema di dominio terroristico e demagogico che il fascismo aveva messo in pratica, subito dopo la conquista del potere, per affermare il suo predominio assoluto. Con questo significato, il termine "totalitarismo" venne poi applicato dagli antifascisti, prima che dai fascisti, per definire il regime fascista. Contro questa interpretazione, sulla base di successive teorie del totalitarismo costruite da alcuni politologi esclusivamente sul modello del nazismo e dello stalinismo, è stato perentoriamente sentenziato che il totalitarismo fascista non è mai esistito. E ancor più drasticamente, qualche altro studioso ha affermato che storicamente non è mai esistito nessun totalitarismo. Non è da escludere, se dovesse diffondersi questa tendenza, che in un futuro prossimo sentiremo qualche storico o politologo revisionista, postmodernista o decostruzionista, dire che neppure il fascismo è mai esistito.

L'ipotesi ora avanzata è solo apparentemente paradossale. Essa, infatti, sembra già avviata a concretizzarsi nel caso del fascismo italiano. Nei confronti di quest'ultimo, infatti, è da tempo in corso una tendenza alla "defascistizzazione retroattiva", la quale consiste nel togliere al fascismo gli attributi che gli furono propri e che ne caratterizzarono l'individualità storica. La "defascistizzazione" del fascismo si manifesta in varie forme: negando che vi sia stata un'ideologia fascista, una cultura fascista, una classe dirigente fascista, un'adesione di massa al fascismo, un totalitarismo fascista e perfino un regime fascista. Qualche studioso ha affermato che il regime di Mussolini non fu veramente fascista ma "semifascista". Dalla tendenza alla "defascistizzazione" del fascismo viene così emergendo una rappresentazione alquanto indulgente, se non proprio benevola, della storia dell'esperienza fascista, come una vicenda più comica che tragica, una sorta di istrionica farsa di simulazione collettiva, recitata per vent'anni dagli italiani, sotto una dittatura personale, blandamente autoritaria, che tutto sommato non avrebbe fatto gran danno all'Italia, fino a quando non fu traviata dalla Germania nazista, che le inoculò il razzismo e l'antisemitismo, e la condusse sulla via della perdizione.

In effetti, la forma più diffusa di "defascistizzazione" del fascismo si manifesta con la riduzione del fascismo al *mussolinismo*, cioè alla vicenda politica del duce. Ad essa si affianca la tendenza a "svuotare" il fascismo degli stessi fascisti, sostenendo che la massima parte di coloro che furono iscritti al Partito fascista, si dichiararono pubblicamente fascisti, occuparono posti di potere e di prestigio nelle istituzioni politiche, culturali ed economiche del regime, non era in realtà veramente fascista, come non lo era la massa degli italiani che affollavano le piazze per acclamare il duce e le sue gesta. E, secondo questa tendenza, non erano stati *veramente* fascisti neppure un Giuseppe Bottai, un Dino Grandi, un Luigi Federzoni, un Alberto De Stefani, cioè personaggi che furono ai vertici del regime fascista dall'inizio alla fine, e che sempre pubblicamente professarono la loro fede nel fascismo e nel suo duce. Insieme a numerose schiere di tecnici, di intellettuali, di giovani universitari, che professarono la loro fede nel fascismo e nel duce e parteciparono attivamente alla vita e alla politica del regime, questi protagonisti del regime fascista vengono oggi descritti come "dissidenti", "disobbedienti", "critici", "liberali", se non addirittura come intimi avversari del fascismo.

L'autore di questo libro non condivide le interpretazioni che negano al fenomeno fascista una propria individualità storica, e ritiene che la tendenza alla "defascistizzazione" del fascismo, in tutte le sue varie manifestazioni, sia una falsificazione della realtà storica. Contrastando questo modo di interpretare e rappresentare la storia del fascismo, l'autore ha inteso restituire al fascismo la sua individualità rappresentandolo, senza demonizzazioni e senza indulgenze, per quel che esso è stato storicamente, cioè un fenomeno politico nuovo, sorto dopo la Grande Guerra, in opposizione radicale al comunismo e, nello stesso tempo, deciso a distruggere la civiltà democratica e liberale, proponendosi come una alternativa radicale ai principi di libertà e di eguaglianza, concretizzati nel processo storico di affermazione dei diritti dell'uomo e del cittadino iniziato con l'illuminismo e con le rivoluzioni democratiche alla fine del Settecento. Il fascismo *fu* una manifestazione di *modernismo politico*, che pretese di opporre alla modernità razionalistica,

liberale e democratica, una propria *modernità alternativa*, nazionalista e totalitaria, fondata sulla militarizzazione e sulla sacralizzazione della politica e sulla totale subordinazione dell'individuo allo Stato.

Document 2

Sergio Luzzato, *Lezioni di storia contemporanea*,

(in S. Luzzato, *La crisi dell'antifascismo*, Torino, Einaudi, 2004, p. 47-49 ; S. Luzzato est professeur d'histoire moderne à l'Université de Turin)

Per la maniera in cui funziona oggi in Italia il cosiddetto dibattito culturale, esiste una correlazione inversa tra la qualità delle ricerche storiche e l'entità del loro impatto mediatico. Non foss'altro, perché la buona storiografia ha bisogno di scendere nel dettaglio, deve argomentare attraverso un'analisi attenta delle fonti e un ricorso intensivo alle note ; mentre la grancassa pubblicistica e televisiva ha bisogno di titoloni a nove colonne, presunte rivelazioni, messaggi semplificati. Il che contribuisce a chiarire come gli studi più importanti dell'ultimo decennio sul periodo fascista abbiano meritato qualche recensione sui giornali, abbiano magari vinto qualche premio letterario, ma non siano riusciti a diventare un bene condiviso della nostra cultura : *senso comune* storiografico, *patrimonio* memoriale.

Eppure, quanto bisogno vi sarebbe di contrastare il crescente analfabetismo in materia di fascismo (un male che colpisce i giovani come i vecchi, i ragazzi nelle scuole come i telespettatori in tinello) con alcune buone lezioni di storia contemporanea ! Spiegando che il delitto Matteotti non fu soltanto un esecrabile episodio di violenza politica, ma anche un'italianissima variazione sul tema della corruzione e della concussione : il deputato socialista di Rovigo venne assassinato perché si apprestava a denunciare i legami di malaffare tra il governo Mussolini e la compagnia petrolifera inglese Standard Oil. Spiegando che la polizia segreta fascista non fu soltanto un astuto gioco di parole, Ovra-piovra, ma anche un sistema straordinariamente capillare di intrusione del regime nella vita pubblica e privata degli italiani : una macchina distruttiva di sentimenti, appartenenze, identità. Spiegando che la politica coloniale del fascismo non corrispose soltanto all'incantatoria promessa di un "posto al sole", ma anche a una logica razzista di espansione demografica e di pulizia etnica. Spiegando che la retorica del Mediterraneo *mare nostrum* non mosse soltanto dall'ingenua volontà di qualche retore di fare sfoggio del suo *latinorum*, ma anche da un disegno coerente, benché velleitario, di imporre a tutta l'Europa meridionale un "nuovo ordine" mussoliniano. Spiegando che i campi di concentramento di Fossoli e della Risiera non furono l'artigianale tentativo dei fascisti di imitare l'esempio dei nazisti in materia concentrazionaria, ma illogico sviluppo di una politica di internamento in massa dei civili "pericolosi" che cominciò da subito dopo l'entrata in guerra dell'Italia. Spiegando che la strage delle Fosse Ardeatine non fu il tragico risultato della codardia degli attentatori partigiani di via Rasella, i quali rinunciando a consegnarsi ai tedeschi scatenarono un'annunciata rappresaglia, ma fu l'esito orrendo della brama di carneficina che colse il nazifascismo alla vigilia della sua sconfitta.

Anziché trovare il modo per trasmettere lezioni come queste, la cultura italiana si accontenta di un chiacchericcio mediatico che in materia di fascismo ancora s'affanna, quando va in cerca di novità, intorno a scoop storiografici vecchi di cinquant'anni : il carteggio scomparso di Mussolini con Churchill, gli amanti di donna Rachele, le prime o le ultime lettere di Claretta Petacci... Nel migliore dei casi, ci si divide tra "innocentisti" e "colpevolisti" a proposito di Ignazio Silone, da poco scoperto informatore dell'Ovra. Ma neppure il fatto che quest'unica *trouvaille* storiografica seria abbia conosciuto gli onori delle cronache è da accogliere come un segnale incondizionatamente positivo, nella misura in cui va spiegato anche con la determinazione di certi ambienti culturali di svalutare l'integrità di personaggi ritenuti finora campioni cristallini dell'opposizione al regime : in modo da poter rilanciare l'antico stereotipo - consolante perché indistinto - dell'italiano versipelle, cui poco importano il fascismo o l'antifascismo dal momento che comunque "tiene famiglia".

Document 3

Bruno Falchetto, *Lo scrittore : Silone, i delatori e la denuncia*
in *L'Indice dei Libri del mese*, n. 6 giugno 2000, p. 10-11,

(B. Falchetto, professeur de littérature italienne à l'Université de Milan, a édité l'ensemble de l'œuvre de I. Silone dans les Meridiani-Mondadori en 1998-1999)

Alcuni passi della prima edizione italiana di *Pane e vino (...)* (1937) dedicati ai temi della delazione e del controllo poliziesco sulla società non figurano più nella stesura del 1955. Ne trascrivo due (che figuravano nel dialogo-confessione fra Luigi Murica e Pietro Spina) e provo a prenderne spunto per qualche considerazione su quel che sta accadendo dell'immagine dell'opera letteraria di Silone nel fuoco della controversia di questi mesi :

“Don Paolo ricorda i numerosi casi di delazione politica da lui conosciuti nella vita di partito ; la vita di un'organizzazione clandestina in un paese sottoposto alla dittatura è continuamente dominata da una lotta cieca contro le infiltrazioni poliziesche. Ma la figura del delatore egli se l'era sempre immaginata in un modo alquanto convenzionale ed uniforme ; per la prima volta egli vede dibattersi davanti a sé un pover'uomo, nel quale tutto ciò che c'era di umano è stato offeso” ;

“È noto che in ogni reparto d'ogni grande fabbrica, in ogni banca, in ogni ufficio importante, la polizia ha i suoi informatori. In ogni casa di città il portiere ha, per legge, la funzione di informatore della polizia. In ogni professione, in ogni circolo, in ogni sindacato c'è una fitta rete di persone che sono a contatto con la polizia, sia per un miserabile guadagno, sia per averne facilitazioni nella carriera. Questo stato di cose getta il sospetto e la sfiducia in tutte le classi della popolazione. La dittatura si regge su questa deformazione dell'uomo in una bestia che trema di paura e nella paura odia il proprio vicino, lo sorveglia, lo tradisce, lo vende poi ha paura di essere scoperto. (Chiunque ha avuto la disgrazia di cadere in questa vergogna è anche condannato a desiderare il perpetuarsi della dittatura ; egli, nel fondo del suo cuore offeso, la odia mortalmente, ma teme la sua disparizione “perché allora si saprà tutto ed io sarò scoperto”.

Egli resta così legato alla propria vergogna con la catena della paura. Probabilmente quest'è nella tecnica di ogni organizzazione statale, mai però un regime si è eretto sulla corruzione dei cittadini moralmente più deboli e sulla loro complice paura come l'attuale). La vera organizzazione sulla quale si basa l'ordine attuale è questa occulta corporazione della paura”.

Credo che al carattere spesso emotivo, tendenzioso e poco documentato del dibattito su quest'ultimo “caso Silone” non sia certo estranea l'impostazione che Dario Biocca e Mauro Canali hanno scelto di dare al loro lavoro, quasi da *serial* storiografico di genere giudiziario, verrebbe da dire. Squilibrio fra costante incremento documentario e persistente modesto interesse per interpretazione e contestualizzazione, struttura argomentativa fortemente assertiva e massimalista, a dispetto di una materia sfuggente e complicata (per natura delle carte, modalità particolarissima del rapporto con la polizia, scarsità di notizie sul Silone di quel tempo, difficoltà di individuare motivazioni). (...). A me preme notare che, com'era naturale attendersi, le riflessioni su Silone si sono polarizzate su un versante biografico-morale. La sua opera di scrittore e saggista anticonformista, consegnata a una serie di libri che hanno inciso a fondo sulla coscienza collettiva, sulla vita culturale e politica di questo secolo, ossia la sua identità che più ha contato, quella *testuale* è stata sottoposta a un processo di appiattimento e deformazione, lasciata quasi del tutto fuori dal campo visivo o investita di una luce troppo diretta e concentrata. Brani come quelli citati in apertura invitano a una lettura autobiografica immediata : Silone parla di delatori perché è stato uno di loro. Anzi, il meccanismo interpretativo in apparenza sembra maggiormente autorizzato per uno scrittore che ha fatto delle cose e persone viste e vissute la materia prima del proprio mondo letterario. Tuttavia è vero il contrario : nello scrittore autobiografico che sia vero scrittore è vivissima (e lo era in Silone) la consapevolezza delle tante mediazioni che separano la vita dalla finzione, di come le persone, a cominciare dal protagonista, diventino personaggi. E allora di fronte all'uso lapidario in esergo ai saggi di citazioni tratte da opere letterarie e alla constatazione che Silone nelle sue opere non avrebbe fatto altro che raccontare del suo tradimento è opportuna qualche precisazione. Procedo per punti.

La centralità nella narrativa siloniana dei temi delle menzogne individuali e sociali non può essere schematicamente ricondotta a una personale storia di delazione : numerose altre esperienze di attrito apparenza-realtà costellano la sua esistenza, già dagli anni più giovanili, e possono motivare quella visione del mondo (terremoto, ..., esilio, ecc.) non è certo un ingrediente inconsueto nella sceneggiatura di un romanzo che narra delle vicende di un movimento di opposizione in clandestinità. Tanto meno se l'autore ha scelto di costruire l'intreccio come esplorazione di una varietà di atteggiamenti esistenziali a partire da una situazione analoga (Spina è il comunista in crisi, Romeo il comunista organico, Murica quello che cade e si riscatta, Uliva quello che approda a un gesto anarchico-nichilista, ma si potrebbe continuare, uscendo dal partito e prendendo in considerazione il gruppo di coetanei di Spina). Al testo letterario non si può imporre una tesi colpevolista o innocentista : è più che verosimile che in *Pane e vino* e in altre opere siloniane si siano depositate le tracce di un'esperienza del mondo della delazione, ma il personaggio non può dirci nulla di certo sulla forma o il grado di coinvolgimento dell'autore. Dalla lettura dei testi letterari, non può che venire, mi pare, un invito a un metodo di lettura fatto di attenzione, complessità, pacatezza di giudizio : non si tratta dunque di trattarli alla stregua di documenti, semmai di non dimenticare che anche i documenti non sono un dato inerte e neutrale, ma oggetti vivi, portatori di intenzioni, costruiti in funzione di un destinatario, un obiettivo, un contesto.

E se si vuole ragionare dell'opera di Silone in relazione alla sua vicenda di informatore non si può dimenticare che la sua identità di scrittore negli anni trenta si costruisce essenzialmente attorno a una denuncia feroce e di notevole acutezza sociologico-politica del totalitarismo fascista in tutte le sue forme. Senza trascurare nemmeno, come testimoniano le citazioni in apertura, la rete fittissima di sorveglianza e delazione con la quale il regime aveva avvolto la società. E anche questa la concretizzazione del programma di lavoro che Silone illustra nella lettera a Bellone del 13 aprile 1930, dove al proposito di "abbandono completo della politica militante" si affianca in modo davvero curioso per un collaboratore convinto e organico della polizia quello di una "attività letteraria ed editoriale" democratica, da condurre nell'interesse di operai e contadini, anche sulla base dell'influenza e (...) popolarità che in molti centri d'emigrazione io ho acquistato" .

Document 4

Ignazio Silone, Fontamara,

(in I. Silone, *Romanzi e saggi*, Milano, Mondadori, Meridiani, 1998, p. 16 ; début du roman *Fontamara*)

Il primo di giugno dell'anno scorso Fontamara rimase per la prima volta senza illuminazione elettrica. Il due di giugno, il tre di giugno, il quattro di giugno, Fontamara continuò a rimanere senza illuminazione elettrica. Così nei giorni seguenti e nei mesi seguenti, finché Fontamara si riabitò al regime del chiaro di luna. Per arrivare dal chiaro di luna alla luce elettrica, Fontamara aveva messo un centinaio di anni, attraverso l'olio di oliva e il petrolio. Per tornare dalla luce elettrica al chiaro di luna bastò una sera.

I giovani non conoscono la storia, ma noi vecchi la conosciamo. Tutte le novità portateci dai Piemontesi in settant'anni si riducono insomma a due : la luce elettrica e le sigarette. La luce elettrica se la sono ripresa. Le sigarette ? Si possa soffocare chi le ha fumate una sola volta. A noi è sempre bastata la pipa.

La luce elettrica era diventata a Fontamara anch'essa una cosa naturale, come il chiaro di luna. Nel senso che nessuno la pagava. Nessuno la pagava da molti mesi. E che cosa avremmo dovuto pagarla ? Negli ultimi tempi il cursore comunale neppure era più venuto a distribuire la solita fattura mensile col segno degli arretrati, il solito pezzo di carta di cui noi ci servivamo per gli usi domestici. L'ultima volta che il cursore era venuto, per poco non vi aveva lasciato la pelle. Per poco una schioppettata non l'aveva disteso secco all'uscita del paese.

Egli era assai prudente. Veniva a Fontamara quando gli uomini erano al lavoro e nelle case non trovava che donne e creature. Ma la prudenza non è mai troppa.

Note : Ignazio Silone (1900-1977) est un écrivain italien connu pour son engagement contre tout totalitarisme ; il participe en 1921, avec Gramsci, à la création du parti communiste italien ; parmi ses textes les plus célèbres citons *Fontamara* et *Vino e Pane*. En 1999-2000, deux historiens, Dario Biocca et Luca Canali, élèves de Renzo De Felice, dressent (sur la base de documents retrouvés dans les archives de la police) un portrait de l'écrivain qui ne correspond en rien à l'image du militant révolutionnaire des années 1920 et qui viserait à prouver que l'écrivain, sous le pseudonyme de Secondino Tranquilli aurait eu des relations avec la police de Mussolini à laquelle il aurait fourni des informations sur les activités des communistes et des antifascistes. Ces révélations, controversées par certains critiques, ont suscité un "cas" Silone.

UH 656

SESSION 2006

ÉPREUVE A OPTION

POLONAIS – PORTUGAIS - RUSSE

L'usage de la calculatrice n'est pas autorisé

Les candidats doivent **obligatoirement** traiter le sujet correspondant à la langue qu'ils ont choisie au moment de l'inscription.

Tournez la page S.V.P.

Durée : 6 heures

Analysez et commentez, **en polonais**, les documents suivants :

Document n° 1

Antoni DUDEK

**Dzieje dziesięcioletniej
„Solidarności” (1980-1981)**

Fala strajków latem 1980 roku i będące jej konsekwencją narodziny „Solidarności” były wydarzeniem, które wielu historyków i politologów uznaje za właściwy początek agonii systemu realnego socjalizmu w Europie Środkowo-Wschodniej. Nie ma natomiast i chyba nie będzie pełnej zgody co do tego, który z czynników odegrał najistotniejszą rolę w narodzinach tego największego w dziejach Polski ruchu społecznego. Swoją rolę miały w nim zarówno Kościół katolicki (zwłaszcza pierwsza pielgrzymka papieża Jana Pawła II do ojczyzny w 1979 r.), jak i demokratyczna opozycja, której metody działania zdecydowały o pokojowym charakterze robotniczych protestów.

W wydarzeniach sierpnia można też odnaleźć, mimo wyrzeczenia się przez ich uczestników przemocy, ślady oddziaływania polskiej tradycji powstańczej i idei solidaryzmu narodowego.

Dla powstania „Solidarności” niebagatelne znaczenie miał też stan świadomości rządzącej wówczas Polską ekipy Edwarda Gierka, która doszła do władzy w następstwie utopionej we krwi rewolty na Wybrzeżu w grudniu 1970 r. i obawiała się konsekwencji rozwiązań siłowych. Ich stosowaniu nie sprzyjało także daleko idące uzależnienie PRL od zachodnich kredytów i importowanych towarów, za pomocą których gierkowskie kierownictwo próbowało przyspieszyć proces modernizacji kraju. Bezpośrednim detonatorem fali protestów stało się załamanie lansowanej przez władze „strategii dynamicznego rozwoju”, która po kilku latach gwałtownej ekspansji wpędziła gospodarkę w najgłębszy po II wojnie światowej kryzys. Jego pierwsze objawy dotknęły sfery, która zawsze była piętą achillesową socjalistycznej ekonomii, czyli półek sklepowych.

25. rocznica Sierpnia '80

Polska i „Solidarność” były inspiracją dla wolnościowych zmian w Europie – powtarzali w Gdańsku prezydenci państw, które po 1989 roku wyzwoliły się z totalitaryzmu. I wszyscy mieli nadzieję, że wolność zawita tam, gdzie jeszcze trwają dyktatury

**PIOTR ADAMOWICZ
PIOTR ŚMIŁOWICZ**
z Gdańska

Wczoraj Gdańsk, do którego przyjechali prezydenci i premierzy, specjalny wysłannik prezydenta Stanów Zjednoczonych, byli dysydenci, stał się na jeden dzień prawdziwą stolicą Europy.

Rocznicowe obchody 25-lecia „S” zaczęły się rano od pożegnalnej sesji konferencji „Od »Solidarności« do wolności”. Bohaterami wszystkich wystąpień byli Lech Wałęsa i „Solidarność”. Europejscy przywódcy nie szczędzili wyrazów wdzięczności dla „Solidarności” za to, że pierwsza skutecznie rzuciła rękawicę systemowi komunistycznemu i dała przykład innym.

Byliście dla nas drogowskazem

Prezydent Aleksander Kwaśniewski podkreślał z kolei, że przesłanie „Solidarności” jest wciąż żywe. – Bez upalnego Gdańska nie byłoby mroźnego Kijowa – cytował prezydenta Ukrainy Wiktora Juszczenkę. Juszczenko wtórował Kwaśniewskiemu. – Przykład Ukrainy pokazuje, że idee „Solidarności” są ważne dziś. „Solidarność” była drogowskazem dla nas – mówił.

Podobny był ton wypowiedzi prezydenta Gruzji Micheila Saakaszwilego. Opowiadał, jak to oskarżano go, że za rewolucją w Gruzji stoi CIA. – Tak, inspiracja pochodziła z zagranicy, ale od Lecha Wałęsy i Vaclava Havla – mówił.

– W imieniu narodu węgierskiego dziękuję „Solidarności” – dodał prezydent Węgier László Selyom.

Szacunek dla idei „S” wyrażał przewodniczący Komisji Europejskiej José Manuel Barroso i porównał zryw Sierpnia '80 do portugalskiej rewolucji goździków. – To, że

Polska zrzuciła jarzmo komunizmu, było warunkiem zjednoczenia Europy, a tym samym zjednoczenia Niemiec – mówił z kolei prezydent Niemiec Horst Köhler.

Witany w Gdańsku owacyjnie były prezydent Czech Vaclav Havel zwracał uwagę, że to „S” była pierwszą udaną próbą stworzenia w bloku komunistycznym wspólnej opozycyjnej organizacji intelektualistów i robotników. – Wiedzieliśmy, że to początek końca komunizmu – powiedział. Zaapelował do zebranych, by wyrazić poparcie wszystkim ludziom żyjącym dziś w reżimach totalitarnych – na Białorusi, Kubie, w Birnie, Korei Północnej. Gdy przewodniczący konferencji Bronisław Geremek zaproponował, by zaapelować do ONZ o uznanie 31 sierpnia za dzień solidarności i wolności na świecie, nie odezwał się ani jeden głos sprzeciwu.

Po konferencji zebrani udali się na plac Solidarności, by wziąć udział w uroczystej mszy św. Odprawił ją metropolita krakowski, specjalny wysłannik papieża Benedykta XVI, abp Stanisław Dziwisz. – Ojca Świętego Jana Pawła II można uznać za ojca „Solidarności”. Wolna ojczyzna to plon jego zasiewu – mówił metropolita krakowski.

Tym samym długopisem

Po południu na placu Solidarności odbyło się podpisanie aktu erekcyjnego pod budowę Europejskiego Centrum Solidarności. Lech Wałęsa podpisał go tym samym długopisem, którym 25 lat temu podpisywał Porozumienia Sierpniowe. – Przybyłem tutaj, by powiedzieć: nie ma Europy bez wolności i solidarności – mówił José Manuel Barroso. – Ta droga, którą wszyscy przeszliśmy, powinna zakończyć się w Mińsku – dodał premier Marek Belka.

Jak Polacy zmienili Europę

JERZY HOLZER

■ W sierpniu 1980 r. rozpoczęła się w Polsce największa od II wojny światowej przemiana stosunków europejskich. Świadomość tego faktu nie jest dziś popularna w Europie. Ale trudno się temu dziwić, skoro nie jest zbyt popularna w samej Polsce.

Na świecie epokę europejskich przemian datuje się zwykle od reform Michaiła Gorbaczowa w ZSRR [w drugiej połowie lat 80. – red.] albo nawet od obalenia muru berlińskiego w listopadzie 1989 r. Tymczasem nie byłoby (a przynajmniej tak szybko) ani sowieckiej *perestrojki*, ani następnego ciągu wydarzeń lat 1989–1990 – „Okrągłego Stołu” i wyborczego zwycięstwa „Solidarności” w Polsce, pokojowych przemian w Niemieckiej Republice Demokratycznej, Czechosłowacji i Bułgarii, załamania się dyktatury w Rumunii, wreszcie rozpadu ZSRR i sowieckiego systemu komunistycznego – gdyby nie poprzedziła ich polska „samoo graniczająca się rewolucja” tak zwanej pierwszej „Solidarności”.

Co zatem stało się w 1980 roku? Odpowiedzi wymagają także inne pytania. Dlaczego właśnie w Polsce? Dlaczego właśnie wtedy? Dlaczego w takiej formie?

Są to pytania, na które nigdy nie znajdziemy całkowicie jednoznacznych odpowiedzi. Ale możemy się do nich zbliżyć przez analizę historyczną, socjologiczną, a nawet psychologiczną.

Co się stało?

Istota tego, co stało się w sierpniu 1980 i w następnych 16 miesiącach aż do wprowadzenia stanu wojennego w grudniu 1981 r., polegała na ujawnieniu głębokiego kryzysu komunizmu. A kryzys miał kilka wymiarów.

Bezpośrednio dała o sobie znać zapaść ekonomiczna. Można wprawdzie powiedzieć, że „przejściowe trudności gospodarcze” (jak mawiały władze) towarzyszyły komunizmowi przez całą jego historię. Jak długo był on w stanie narzucać swą prawdę (czy raczej nieprawdę) polityczną i ideologiczną, miliony ludzi znosiły te trudności z pokorą i cierpliwością, czasami z nadzieją, a czasami z lokalnymi wybuchami spontanicznego buntu. Tymczasem powstanie

„Solidarności” było wyrazem tego, że polityczny i ideologiczny „katechizm” komunizmu został w Polsce przez owe miliony ludzi odrzucony. Król był nagi – i zostało to wreszcie wypowiedziane.

Kilka najważniejszych prawd-nieprawd straciło siłę przekonywania.

Pierwszą z nich był argument, że perspektywą komunistyczną jest ostateczne zwyciężenie trudności i szczęście powszechne, uzyskane „na wieki”. Komunizm obiecywał zbawienie ludzkości nie w niebie i po śmierci, lecz na ziemi i za życia. Po dziesięcioleciach „przejściowych trudności” ta wiara została w Polsce skompromitowana.

Nie mniejsze znaczenie miał inny dogmat komunistyczny, wedle którego system był demokracją („ludową”, aby odróżnić ją od tej rzekomo fałszywej, nazywanej „burżuazyjną”), a nie dyktaturą. Ale zarazem był mimo wszystko dyktaturą, choć sprawowaną przez najliczniejszą grupę społeczną: proletariat. Oficjalnie nazywano to „dyktaturą proletariatu”. Ten proletariat przestał być zarazem proletariatem, stawał się rządzącą i władającą upaństwowioną gospodarką klasą robotniczą. Terminologiczny zamęt służył zaciemnieniu pojęć, a zarazem legitymizacji systemu.

Mit „demokracji ludowej” załamał się szybko. W 1956 r. Chruszczow nazwał system w jego poprzedniej formie „kultem jedności”, ale jednocześnie przyznał, że był on zbrodniczą tyranią Stalina. W Polsce obiecywano wtedy „demokratyzację”, co raz jeszcze zostało powtórzone po wydarzeniach z grudnia 1970 – tym razem z oskarżeniami faktycznego szefa państwa sprzed 1970 r., Władysława Gomułki, o narzucanie przemocą swej woli całemu krajowi. Nawet mało krytyczny obserwator musiał zrozumieć, że system, w którym po każdym wstrząsie rządzący ponawiają hasło „demokratyzacji”, nie jest demokracją.

W jeszcze większej mierze kompromitacji uległ w Polsce slogan „dyktatury proletariatu” czy też „władzy robotniczej”. Do robotników Poznania strzelali w czerwcu 1956 r. funkcjonariusze bezpieczeństwa, a później ściągnięci alarmowo i okłamanymi co do charakteru wydarzeń żołnierze Wojska Polskiego. Do robotników Gdańska i innych miast Wybrzeża strzelali w 1970 r. funkcjonariusze bezpieczeństwa, a wspierali ich milicjanci i żołnierze. Robotników Radomia i Ursusa aresztowali i katowali na „ścieżkach zdrowia” funkcjonariusze bezpieczeństwa i milicjanci. Aparat państwa komunistycznego dławiał protesty rzekomo rządzącej klasy.

Dlaczego w Polsce?

Polska – z Węgrami, Czechosłowacją i Wschodnimi Niemcami – należała do łacińskiego (a nie bizantyjskiego) kręgu kultury politycznej. Demokracja nie była wprawdzie, jak niektórym się wydaje, jedną z zasad obowiązujących w tej kulturze. Były nimi jednak praworządność i swoboda myśli – jakby nie łamano ich w różnych okresach i w różnych państwach (ostatni raz może najciężej pod władzą Hitlera). Te kraje bloku komunistycznego należały wprawdzie do peryferii kręgu łacińskiego, ale nie przypadkiem w każdym z nich – i tylko w nich – doszło do wielkich protestów przeciw systemowi.

Z tych czterech państw komunizm miał najslabszą pozycję w Polsce. Po pierwsze, była ona największym krajem „bloku”. Po drugie, indoktrynacja komunistyczna zawsze była ograniczana przez powszechną religijność katolicką, która niedługo przed wydarzeniami 1980 r. znalazła zewnętrzny punkt odniesienia – pontyfikat polskiego papieża Jana Pawła II. Po trzecie, komunizm został w Polsce narzucony po pięcioletniej niemal wojnie z Niemcami, podczas gdy Węgry i NRD swój los przypisać mogły klęsce wojennej. Po czwarte, w polskiej tradycji duże znaczenie miała pamięć o konfliktach z Rosją, a więc imperialną poprzedniczką (jak dziś wiemy, także następczynią) ZSRR. Takiej tradycji nie było w innych krajach „bloku” komunistycznego, a w niektórych z nich (np. w Czechosłowacji) Rosję traktowano jako historycznego sojusznika i patrona. Po piąte, znaczna część Polaków doświadczyła represji sowieckich w latach 1939–41 oraz pod koniec wojny w latach 1944–45.

Właśnie w Polsce doszło więc do kilkakrotnych masowych protestów: w 1956, 1968, 1970 i 1976 r. Co więcej, wszystkie trzy wystąpienia z licznym udziałem robotników (1956, 1970, 1976) kończyły się ustępstwami władz komunistycznych. Inaczej niż w pozostałych krajach komunistycznych polscy robotnicy – a szczególnie pracownicy wielkich zakładów przemysłowych – mieli przekonanie o swej sile. I szansach na sukces.

« Tygodnik Powszechny » 4.9.2005

ANALYSE ET COMMENTAIRE DE TEXTES OU DOCUMENTS EN PORTUGAIS

Durée : 6 heures

Analysez et commentez, **en portugais**, les documents suivants :

Document n° 1

A questão da emigração

A emigração, entre nós, é decerto um mal.

Em Portugal quem emigra são os mais enérgicos e os mais rijamente decididos ; e um país de fracos e indolentes padece um prejuízo incalculável, perdendo as raras vontades firmes e os poucos braços viris.

Em Portugal a emigração não é, como em toda a parte, a trasbordação de uma população que sobra, mas a fuga de uma população que sofre. Não é o espírito de actividade e de expansão que leva para longe os nossos colonos, como leva os ingleses à Austrália e à Índia, mas a miséria que instiga a procurar em outras terras o pão que falta na nossa.

Em Portugal a emigração, tomando o rumo dos países estranhos, contraria a necessidade urgente de regularizar interiormente uma emigração de província a província.

Em Portugal a emigração não significa ausência, significa abandono. O inglês, por exemplo, vai à Austrália e à América fazer um começo de fortuna, para voltar a Inglaterra, casar, trabalhar e servir o País, a sua comuna, trazendo-lhe o auxílio da vontade robustecida, da experiência adquirida, do dinheiro ganho: para Portugal, o emigrante que volta, provido de boa fortuna, vem ser um burguês improductivo, uma inutilidade a engordar. [...]

E o governo, a opinião, admiram-se! Mas onde pode a plebe ganhar o pão? A grande indústria, a dos tabacos, dá 250 réis de salário a um operário com família. As indústrias fabris são poucas, periclitantes, com interrupções constantes de trabalho. A indústria mineira está abandonada à exploração de companhias estrangeiras. A agricultura vive de rotina, empobrecendo a terra, empobrecendo o homem. Não temos piscicultura, nem silvicultura, nem indústria pecuária. O trabalhador dos campos vive na miséria, come sardinhas e ervas do campo: a maior parte anda à malta, trabalhando aos dias de fazenda em fazenda, por 80 réis diários, nos tempos de salário. A usura e a agiotagem, unidas, exploram a gente do campo: os tributos são fortes, as vexações do fisco incessantes. Nas cidades o operário é vítima do monopólio - monopólio no pão, no bacalhau, no azeite. Não há entre nós uma escola teórica de aprendizagem! Que querem os senhores que se faça num país destes? Sair, fugir, abandoná-lo! O País é belo, sim, de deliciosa paisagem. Mas a política, a administração tornaram aqui a vida intolerável. [...]

E no entanto, perante a emigração crescente, que faz o Estado, a imprensa, a opinião?

Interrompe-se um momento, e volta-se para os colonos e diz àquela plebe esfaimada:

— O quê? Quereis ir embora? Oh, imprudentes! Tendes acolá os terrenos do Alentejo!...

Ora os terrenos, os eternos terrenos do Alentejo, são simplesmente um gracejo torpe.

Os terrenos do Alentejo, tais como estão, não produzem na generalidade senão bolota. E justamente o Governo, a imprensa, a opinião oferecem esses terrenos tais como estão. Conheceis brincadeira mais abjecta?

Eça de Queirós, *As Farpas*, Janeiro de 1872 [1890]

Document nº2

Portugal em Paris

Solitário
por entre a gente eu vi o meu país.
Era um só perfil
de sal
e abril.
Era um só puro país azul e proletário.
Anónimo passava por entre a gente solitário
nas ruas de Paris.

Vi minha pátria derramada
na Gare de Austerlitz. Eram cestos
e cestos pelo chão. Pedacos
do meu país.
Restos.
Braços.
Minha pátria sem nada
sem nada
despejada nas ruas de Paris.

E o trigo?
E o mar?
Foi a terra que não te quis
ou alguém que roubou as flores de Abril?
Solitário por entre a gente caminhei contigo
os olhos longe como o trigo e o mar.
Éramos cem duzentos mil?
E caminhávamos. Braços e cestos para alugar
meu Portugal nas ruas de Paris.

Manuel Alegre, *O Canto e as Armas*, 1967

A Nau de Ícaro ou o fim da emigração

As nações emigrantes não podem assumir positivamente — salvo através de dispositivos complexos de ocultação — o fenómeno da emigração. [...] A grande vaga migratória do fim do século passado e do princípio do nosso século dá o último retoque à imagem do emigrante europeu. É aquele que parte de sua casa para ir trabalhar onde muitas vezes tinha sido senhor. O inglês vai para os Estados Unidos, como o português para o Brasil — todos os anos mais de 40 000 ao princípio do século —, ou o espanhol para o México. A cor da pele protege-o e humilha-o, no novo papel de homem branco que tem de carregar sobre os próprios ombros o fardo do antigo colonizador. Emigramos para as nossas colónias — Angola, Moçambique —, como outrora, desde o seu acesso à Independência, para a nossa antiga colónia, o Brasil. Portugal encoraja de preferência esta emigração. O emigrante prolonga, sob uma outra forma, a nossa presença colonizadora. Encontra nesses locais possibilidades que a Europa não lhe fornece e permanece numa imensa casa onde se fala com doçura a sua própria língua. A emigração para o Brasil nunca foi vivida por Portugal como uma ferida, mesmo inconfessada, mas como uma saída providencial. Também neste caso não emigrávamos no pleno sentido. Os lares que se extinguíam deste lado do Atlântico renasciam do outro lado mais belos. De uma forma geral, a emigração para o Brasil, que se emancipava cultural e economicamente desde o princípio do século, foi uma emigração feliz. Uma verdadeira emigração também, porque se partia para ficar. Aliás, como para os Estados Unidos. [...]

Há cinco séculos, pois, que a Europa se exporta através do seu comércio, do seu *savoir faire*, das suas ideias, das suas modas, da sua religião. Ela coloniza e emigra para consolidar a sua presença ou para se livrar dos seus pesadelos. Vinte anos após a segunda guerra mundial, começo do seu fim como continente imperialista, a Europa recicla, melhor ou pior, as suas armas, as suas máquinas, os seus bancos, as suas escolas, ou deixa-os em herança a povos que despertam. Vira-se, enfim, como antes do século XV, para si própria. Não tem necessidade de emigrar para voltar a refazer o seu tecido económico graças à ajuda dos Estados Unidos que se instalam, por direito de vitória, no seu coração. Toda a mão-de-obra europeia disponível consegue empregar-se no que vai tornar-se a reconstrução europeia, essencialmente a da França, a da Alemanha, a da Inglaterra. Nasce então uma imigração volante, intra-europeia, que está terminando sob os nossos olhos. Italianos, jugoslavos, turcos, emigram, se é que ainda podemos empregar esta palavra. Trata-se de uma nova emigração, ou melhor, de uma migração complexa que, pouco a pouco, muda uma Europa, outrora emigrante, em continente de imigração. Sem alarde, em algumas dezenas de anos, a Europa tornou-se para si própria e sobretudo para os outros, candidatos à emigração, uma insólita América. A nossa vez chegou nos anos 60. Paradoxo supremo, os Portugueses sentem então na carne que Portugal é um país de emigrantes. E mesmo um pouco mais: um país que, por assim dizer, emigra.

Em alguns anos, mais de um milhão — 10% da população — passa a fronteira e instala-se no coração da Europa. Esse êxodo espectacular cessou há já alguns anos, mas só agora começamos a medir as suas verdadeiras consequências. Pela primeira vez na nossa história tornámo-nos emigrantes aos olhos dos outros europeus. Nunca tínhamos sido confrontados com um desafio desta ordem. Mesmo actualmente, os portugueses de Portugal avaliam mal o tipo de perturbação cultural que esta nova imagem de si próprios ocasionou. [...]

Na Idade Média, precisamente no país de Breughel, existia o costume de amontoar os excluídos numa nave que deixavam ir, sem guia, ao sabor da corrente. Chamavam-lhe a «nave dos loucos». Nós não éramos nem excluídos nem malditos, mas apenas um povo, outrora mediador entre o Ocidente e o Oriente, um pouco entorpecido e quase contente de estar ao largo da Europa. Talvez porque já não disponha de barcos majestosos como os que Breughel pintou, ancorados no coração da Europa, apetece imaginar que a «nave Portugal», a das gentes que emigraram ou das que ficaram no lar, se encontra de novo em casa neste porto de sonho do pintor da Flandres, onde a Europa tem dificuldade em vencer os seus demónios. E sobretudo que o nosso velho navio ressuscitado voltou ao porto sem sossobrar como Ícaro, que já Camões evocara como símbolo dos que sonham aventuras maiores do que eles.

Vence, 18 de fevereiro de 1993.

Eduardo Lourenço, *A Nau de Ícaro, seguido de Imagem e Miragem da Lusofonia*,
Gradiva, 1999

Durée : 6 heures

Analysez et commentez, **en russe**, les textes suivants :

Известия, 17.02.2006

ОТ ЧЕГО И КАК НУЖНО ЗАЩИЩАТЬ ОТЕЧЕСТВО?

Приближается 23 февраля – День защитника Отечества. В советские годы вопроса о том, от кого нужно защищать Родину, не возникало. Конечно же от «агрессивного блока НАТО и американской военщины». Сегодня ситуация запуталась. С НАТО и США мы вроде бы дружим, а вот отношения со многими бывшими советскими республиками – хуже некуда. Террористы воюют без линии фронта в глубине российской территории. Наши солдаты погибают не от рук агрессоров, а все чаще – от своих сослуживцев или вчера еще мирных жителей. Так от кого и как нужно защищать Отечество сегодня?

Валерий Куликов, председатель Центральной военно-врачебной комиссии Минобороны: *«Мы окружены не только друзьями»*

– Мы окружены не только друзьями. Если мы с ними дружим, то почему НАТО держит три миллиона войск, Турция – более полумиллиона, Китай – несколько миллионов, Япония – около 300 тысяч. И все вокруг России. Для чего? Если мы со всеми дружим, почему не расформировать воинские подразделения и оставить немного, только чтоб регулировать отношения? Но если сохраняются такие большие армии, Россия тоже должна думать, что эти войска не просто так вокруг нас. Надо быть настороже и всегда ухо держать востро: они мягко стелют, да жестко спят. При каждой нашей ошибке нам ставят претензии очень строго. Нельзя ли считать, что когда-то эта строгость станет более жесткой? Уважают только сильных.

Виталий Гинзбург, нобелевский лауреат: *«Наша защита – светское и интернациональное образование»*

– Защищать, конечно, нужно. От людей, которые не понимают значения науки в современном мире, которые не понимают, что у нас светское государство, и стремятся сделать его религиозным, и от тех, кто не понимает, что у нас многонациональная страна, и хочет превратить ее в мононациональную. Как защищать? С помощью светского и интернационального образования.

Юрий Поляков, писатель: *«Надо просто иметь полноценные средства защиты»*

– Я бы сказал так: Отечество нужно защищать тогда, когда на него нападают. А когда на него не нападают, то просто иметь полноценные средства защиты: хорошую армию, вооруженную по последнему слову техники. Естественно, без вот этой бредовой дедовщины, которая, кстати, моя личная писательская боль. Исполнилось двадцать пять лет с того момента, как я написал об этом повесть. И я, как нормальный писатель, рассчитывал, что пробил эту табуированную тему, это зло. Но, к сожалению, есть печальная закономерность, которая заключается в том, что если государственная система здоровая, то правда в ней является лекарством. Если же система больна и идет к самораспаду, то правда для нее становится ядом.

Сегодня, годы спустя, мы опять уперлись в эти неуставные отношения, и это трагично.

Юрий Левада, социолог: *«Спасать Россию надо от собственного прошлого»*

Россия, или ее советский предшественник, как считалось, была окружена врагами и должна была от них защищаться. И все было на это направлено, хотя, как известно, враги были и внутри – как продолжение внешних. Сейчас явных внешних врагов, с которыми можно бороться привычными способами, нет. Есть партнеры, соперники, конкуренты. Во времена своей гибели Россия погибала от внутренних причин. И спасать, и защищать ее надо от худших сторон собственного прошлого. Это политическая и социальная работа, а собственно вооруженные структуры – армия, разведка, полиция – должны быть далеко не на первом плане. Их самих надо спасать от того же призрака прошлого, который связан с универсальным насилием, непониманием ошибок, желанием изобразить черное белым. Если

нас что-то погубит, то скорее этот противник, а не какие-нибудь даже очень скверные террористы и неприятные силы.

Марина Муфферт, сестра рядового Андрея Сычева*: *«Сначала надо защитить армию»*

Чтобы защитить Отечество, надо сначала защищать армию от этого зла – беспредела. И не с одним каким-то конкретным человеком бороться, а менять систему начиная от солдата и до министра обороны. И детей защищать надо, которые в эту систему попадают. А действовать надо по методу кнута и пряника. У солдат тесное общение с офицерами, на них и надо в первую очередь воздействовать. Повысить офицерам материальное поощрение, но и спрашивать с них строже. Действовать по принципу хорошего бизнесмена, который за хорошую работу приличную сумму платит, а за плохую – гораздо меньше.

Михаил Барщевский, представитель правительства в Конституционном, Верховном и Высшем арбитражном судах: *«Проблемы Отечества – внутри него»*

Вопрос достаточно сложный. Мне кажется, что проблемы Отечества сегодня находятся внутри него. Отечество нужно защищать от межнациональной и межрелигиозной нетерпимости, постоянного переписывания собственной истории и любой формы «закручивания гаек», но не дисциплины. Я считаю, что наибольшая ответственность, но ни в коем случае не вина, за судьбы Отечества сейчас лежит на интеллигенции, которая всегда формировала в России состояние умов. В том числе и на журналистах.

Вячеслав Дудка, губернатор Тульской области: *«Защита Отечества – обязанность каждого»*

Согласно Конституции, защита Отечества – обязанность каждого гражданина страны. Поэтому защищать Родину должны не только армия и спецслужбы, но и каждый на своем месте. Масштаб терроризма сегодня сравним с диверсионной войной. Как мы видим, их объектами стали дети, жилые дома, подземные переходы, торговые центры, газопроводы. Поэтому от бдительности и предусмотрительности каждого из нас зависит безопасность государства в целом. Если говорить об армии, то один из великих полководцев в свое время заявил, если не будем кормить свою армию, то будем кормить чужую. Исполнение закона «О статусе военнослужащего» – это иллюстрация отношения государства к Вооруженным силам. Офицер не должен по ночам разгружать вагоны, чтобы заработать себе на хлеб. Я согласен с министром обороны, что дедовщина – это моральная патология общества.

Антон Северный, Москва, историк: *«Защита должна быть разносторонней»*

Отечество во все времена нужно защищать от врагов (от кого же еще?) – как внешних, так и внутренних. Способы защиты могут и должны быть самыми разнообразными – в зависимости от характера угроз: военными, экономическими, дипломатическими, юридическими, медицинскими и т.д. Если в контексте Дня защитников Отечества говорить о внешних врагах России, то к числу оных, безусловно, принадлежат международный исламский экстремизм во всех его проявлениях и в перспективе – Китай. Поэтому наиболее уязвимыми российскими регионами являются Северный Кавказ (плюс потенциально Поволжье) и Дальний Восток. Именно об их защите, в том числе военной, нужно заботиться в первую очередь.

Анвар Усманов, Москва: *«Серые начинают и выигрывают?»*

Великий русский композитор А. Скрябин когда-то сказал: «Бездарность – это преступление». От себя добавлю: воинствующая бездарность – это преступление в квадрате. Вот от чего нужно спасать Отечество. Воинствующие невежество, серость, пошлость заполняют все поры нашего общества. Царящее в обществе притворство, ложное величие временщиков, забвение истинного дара и невозможность для таланта выразить себя, призрачность истинных заслуг на фоне пустоцветов, насмешки недостойных над достойными, наглая и демонстративная роскошь нуворишей – вот от чего надо спасать Россию. Как? Надо оказать сопротивление, не бояться, не трусить, не терпеть безропотно такую жизнь. Ни лояльность, ни конформизм, ни соглашательство никого никогда не спасали. Жизнь спасали, наверное. Честь нет. Только сопротивление злу, только отстаивание собственного мнения, только несогласие с ложью – путь, достойный человека. Из таких людей складывается народ, а не население.

* Андрей Сычев – молодой солдат, жертва дедовщины (официально в армии: «неуставные отношения»). После пыток пьяных сослуживцев он чуть не погиб, и ему пришлось ампутировать ноги и половые органы.

SESSION 2006

ÉPREUVE À OPTION

COMPOSITION DE GÉOGRAPHIE

Sujet commun : ENS Ulm – Lettres et Sciences Humaines

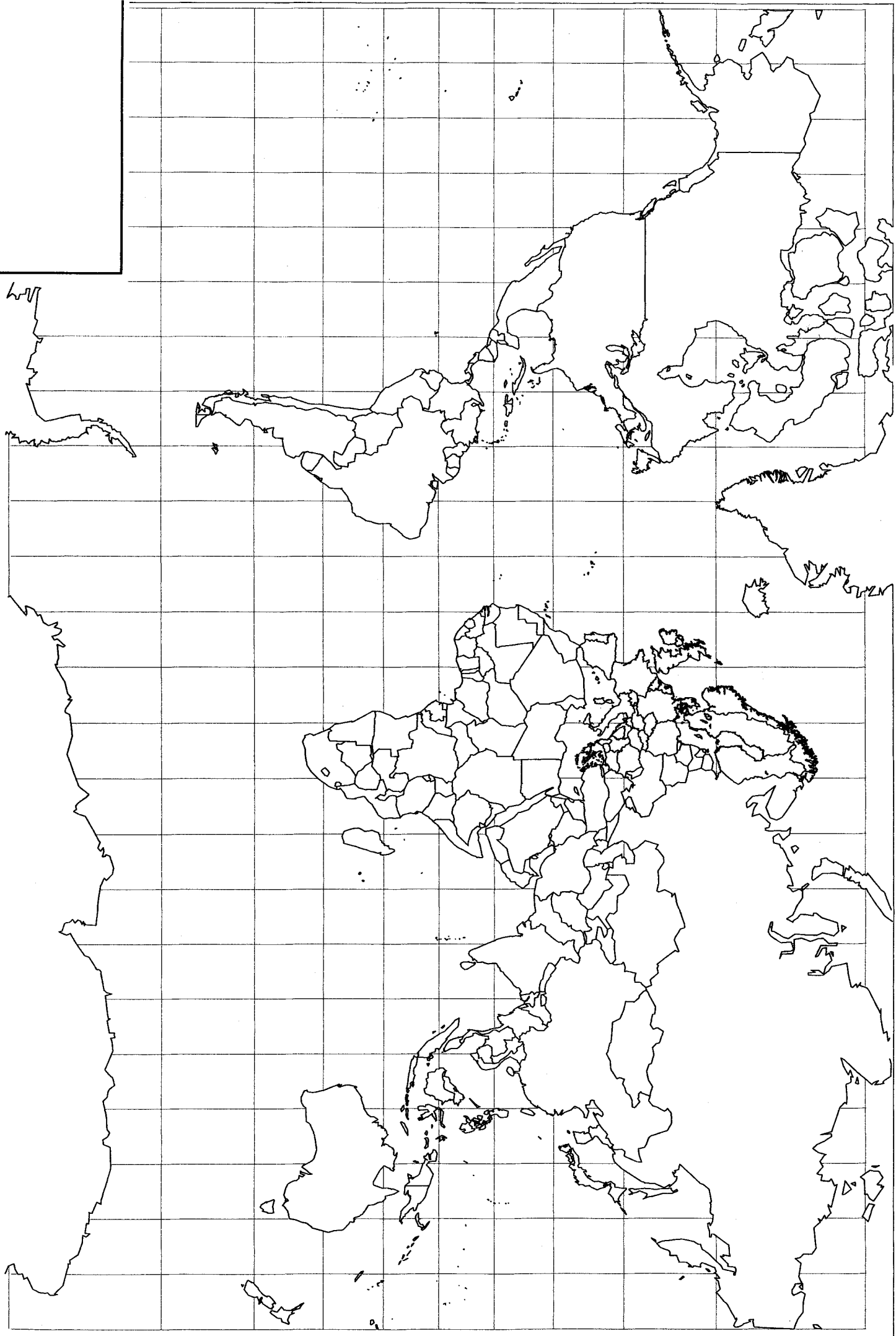
L'usage de la calculatrice n'est pas autorisé

Hydrocarbures et développement : approche géographique.

Les croquis doivent être réalisés sur le fond de carte joint.

Aucune feuille de calque n'est fournie.

L'utilisation de papier calque est strictement interdite.



UH 656

SESSION 2006

ÉPREUVE À OPTION

L'usage de la calculatrice n'est pas autorisé

VERSION LATINE

VERSION GRECQUE

Durée : 4 heures

Les candidats doivent **obligatoirement** traiter le sujet correspondant à la discipline qu'ils ont choisie au moment de l'inscription

Tournez la page S.V.P.

VERSION LATINE

Vanité de l'historiographie profane, utilité de l'hagiographie chrétienne

Plerique mortales, studio et gloriae saeculari inaniter dediti, exinde perennem (ut putabant) memoriam nominis sui quaesierunt, si uitas clarorum uirorum stilo inlustrassent. Quae res utique non perennem quidem, sed aliquantulum tamen conceptae spei fructum adferebat, quia et suam memoriam, licet incassum, propagabant, et, propositis magnorum uirorum exemplis, non parua aemulatio legentibus excitabatur. Sed tamen nihil ad beatam illam aeternamque uitam haec eorum cura pertinuit. Quid enim aut ipsis, occasura cum saeculo¹, scriptorum suorum gloria profuit ? Aut quid posteritas emolumenti tulit, legendo Hectorem pugnans aut Socraten philosophans, cum eos non solum imitari stultitia sit, sed non acerrime etiam impugnare dementia — quippe qui, humanam uitam praesentibus tantum actibus aestimantes, spes suas fabulis, animas sepulcris dederint — ? Siquidem ad solam hominum memoriam se perpetuandos crediderunt, cum hominis officium sit perennem potius uitam quam perennem memoriam quaerere, non scribendo aut pugnando uel philosophando, sed pie, sancte religioseque uiuendo. Qui quidem error humanus, litteris traditus, in tantum ualuit ut² multos plane aemulos uel inanis philosophiae uel stultae illius uirtutis inuenerit.

Unde facturus mihi operae pretium uideor, si uitam sanctissimi uiri³, exemplo aliis mox futuram, perscripsero, quo utique ad ueram sapientiam et caelestem militiam diuinamque uirtutem legentes incitabuntur.

Sulpice Sévère, *Vie de saint Martin*

¹ A prendre au sens chrétien du mot.

² *In tantum... ut = adeo... ut* (tour postclassique).

³ Il s'agit de saint Martin, « l'apôtre des Gaules » (vers 316-397), dont Sulpice va raconter la vie, après ce prologue.

VERSION GRECQUE

VIVE L'IMMIGRATION !

*Le climat, le sol, la position géographique sont pour Athènes
autant de sources de richesses, mais il en est d'autres encore*

Τούτων μὲν οὖν ἀπάντων, ὥσπερ εἶπον, νομίζω αὐτὴν τὴν
χώραν αἰτίαν εἶναι. Εἰ δὲ πρὸς τοῖς αὐτοφυέσιν ἀγαθοῖς πρῶτον μὲν
τῶν μετοίκων ἐπιμέλεια γένοιτο (αὕτη γὰρ ἡ πρόσοδος τῶν
καλλίστων ἔμοιγε δοκεῖ εἶναι, ἐπεὶπερ αὐτοὶ αὐτοὺς τρέφοντες καὶ
5 πολλά ὠφελούντες τὰς πόλεις οὐ λαμβάνουσι μισθόν, ἀλλὰ μετοίκιον
προσφέρουσιν), ἐπιμέλειά γε μὴν ἢ δ' ἂν ἀρκεῖν μοι δοκεῖ, εἰ
ἀφέλοιμεν μὲν ὅσα μηδὲν ὠφελούντα τὴν πόλιν ἀτιμίας δοκεῖ τοῖς
μετοίκους παρέχειν, ἀφέλοιμεν δὲ καὶ τὸ συστρατεύεσθαι ὀπλίτας
μετοίκους τοῖς ἀστοῖς. Μέγας μὲν γὰρ ὁ κίνδυνος ἀπόντι· μέγα δὲ καὶ
10 τὸ ἀπὸ τῶν τεχνῶν καὶ τῶν οἰκείων ἀπιέναι. Ἀλλὰ μὴν καὶ ἡ πόλις γ'
ἂν ὠφεληθεῖη, εἰ οἱ πολῖται μετ' ἀλλήλων στρατεύοιντο μᾶλλον ἢ εἰ
συντάττοιεντο αὐτοῖς, ὥσπερ νῦν, Λυδοὶ καὶ Φρύγες καὶ Σύροι καὶ
ἄλλοι παντοδαποὶ βάρβαροι· πολλοὶ γὰρ τοιοῦτοι τῶν μετοίκων.
Πρὸς δὲ τῷ ἀγαθῷ τῷ τούτους τοῦ συντάττεσθαι ἀφεθῆναι, καὶ
15 κόσμος ἂν τῇ πόλει εἴη, εἰ δοκοῖεν Ἀθηναῖοι εἰς τὰς μάχας αὐτοῖς
μᾶλλον πιστεύειν ἢ ἄλλοδαποῖς. Καὶ μεταδιδόντες δ' ἂν μοι δοκοῦμεν
τοῖς μετοίκους τῶν τ' ἄλλων ὧν καλὸν μεταδιδόναι καὶ τοῦ ἱππικοῦ¹
εὐνουστέρους ἂν ποιησθαι καὶ ἅμα ἰσχυροτέραν ἂν καὶ μείζω τὴν
πόλιν ἀποδεικνύναι.

XENOPHON

¹ Servir dans la cavalerie était un privilège.